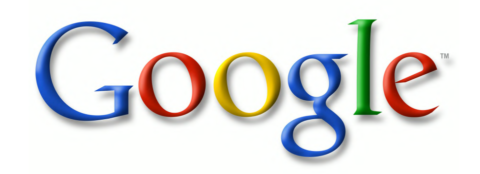
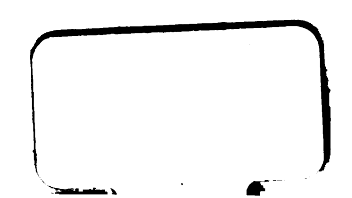
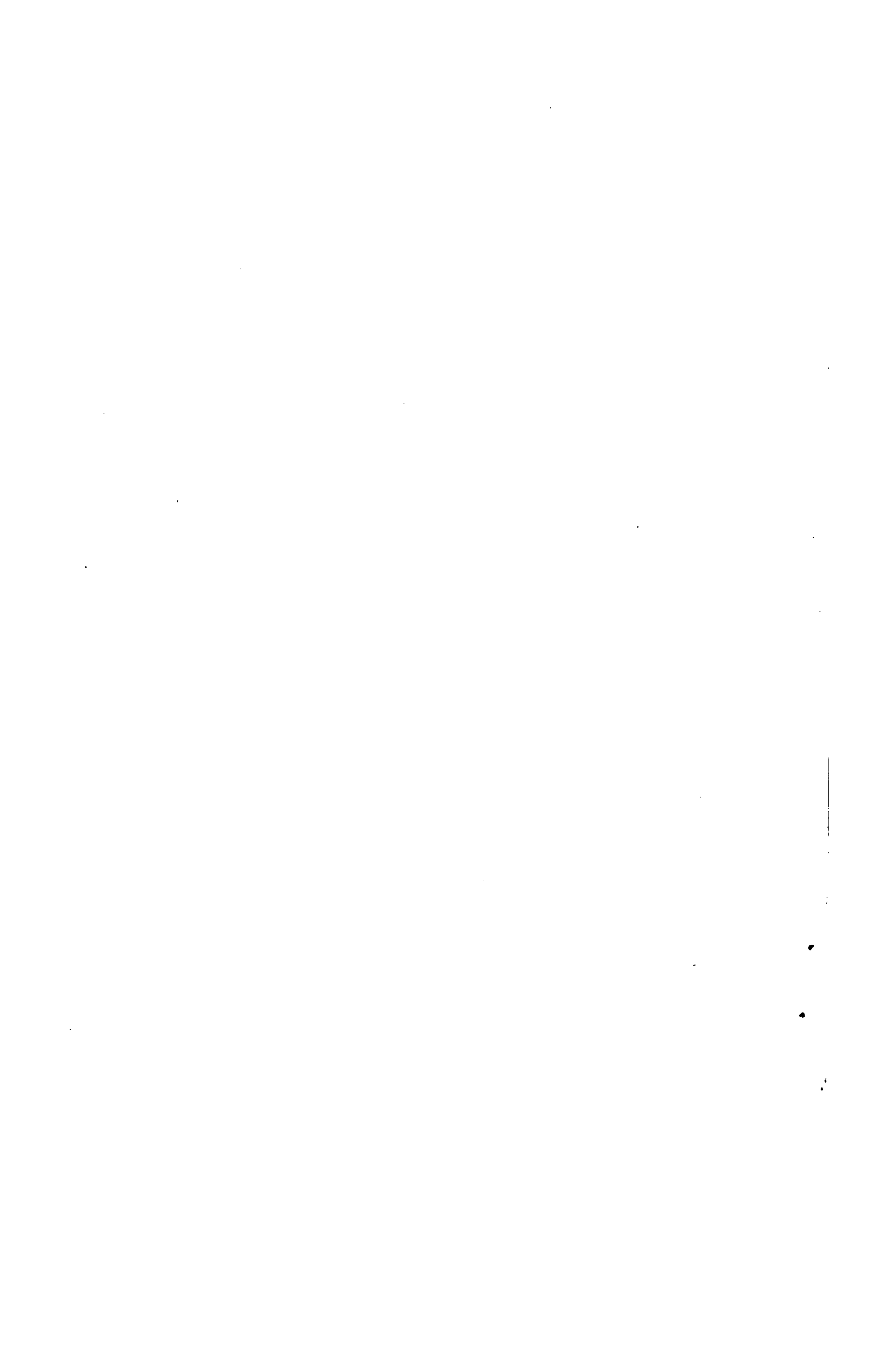



HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
ET
VE RI TAS
CHRISTO ECCLESIAE



Kulturstudien.



Kulturstudien.

Von

Dr. Georg Steinhausen,
Kustos an der Universitäts-Bibliothek zu Jena.

Berlin 1893.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

Inhalt.

Vorwort.

Die Veröffentlichung der vorliegenden Studien in Buchform scheint mir kein überflüssiges Beginnen zu sein. Sie sind — mit einer Ausnahme[1]) — in Beilagen zu großen Tageszeitungen[2]) erschienen, also an einem Orte, der eine bleibende Gelegenheit zur Lektüre und Benutzung nicht bietet. Diese Studien sollen aber mehr sein, als ein Gegenstand flüchtiger und oberflächlicher Unterhaltung. Sie wenden sich an alle Kreise des gebildeten Publikums, an Gelehrte wie Ungelehrte, soweit sie überhaupt ein offenes Auge für „Kulturgeschichte", um bei diesem hergebrachten Ausdruck zu bleiben, haben.

Ich sehe die eigentliche Aufgabe der Kulturgeschichte oder besser gesagt der Geschichte überhaupt in der Beantwortung der Frage, wie sie Carlyle formuliert hat: „wie und was waren die Menschen damals?" Der Mensch, die Menschen, die Lebensgeschichte der Völker sind das Objekt der Forschung. „Dieses Ziel bedingt", so habe ich an einer andern Stelle ausgeführt, „naturgemäß neue Wege, es zu erreichen. Es wird darauf ankommen, in der Menge der Einzelheiten, die bei solcher Betrachtungsweise auf uns eindringen, das Typische, das Gemeinsame zu erkennen."

So handelt es sich in den vorliegenden Studien wesentlich um Menschen-Typen, nicht um einzelne Individuen, aus deren Beobachtung aber andererseits allein der Typus resultiert.

---

[1]) Nr. 4, abgedruckt in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

[2]) Nr. 1. 2. 3. in den Beilagen zur „Täglichen Rundschau," Nr. 5 und 6 in den Sonntags-Beilagen der „Vossischen Zeitung."

Die erste Studie zeigt, an der Geschichte einer Institution, einer Sitte, wie sich in gewaltigen Zeiträumen menschliche Auffassung gewandelt hat. Sie sucht zugleich ein Beispiel genetischer Erklärung von conventionellen Gebräuchen und Formen zu geben, deren Sinn wir nicht mehr verstehen.

Recht eigentliche Darstellungen von Typen bieten die Studien „der mittelalterliche Mensch" und „die deutschen Frauen im siebzehnten Jahrhundert."

„Was man vor Zeiten gern las" soll einen Beitrag zur Geschmacks- und Bildungsgeschichte unseres Volkes bieten.

Einen charakteristischen Menschentypus einer bestimmten Epoche schildert „der Hofmeister."

„Die Naturgeschichte der heutigen Gesellschaft" endlich will die unparteiische Charakterisierung einer modernen Menschenschicht in ihrer Gesamtheit zur Darstellung bringen.

Jena. Im September 1892.

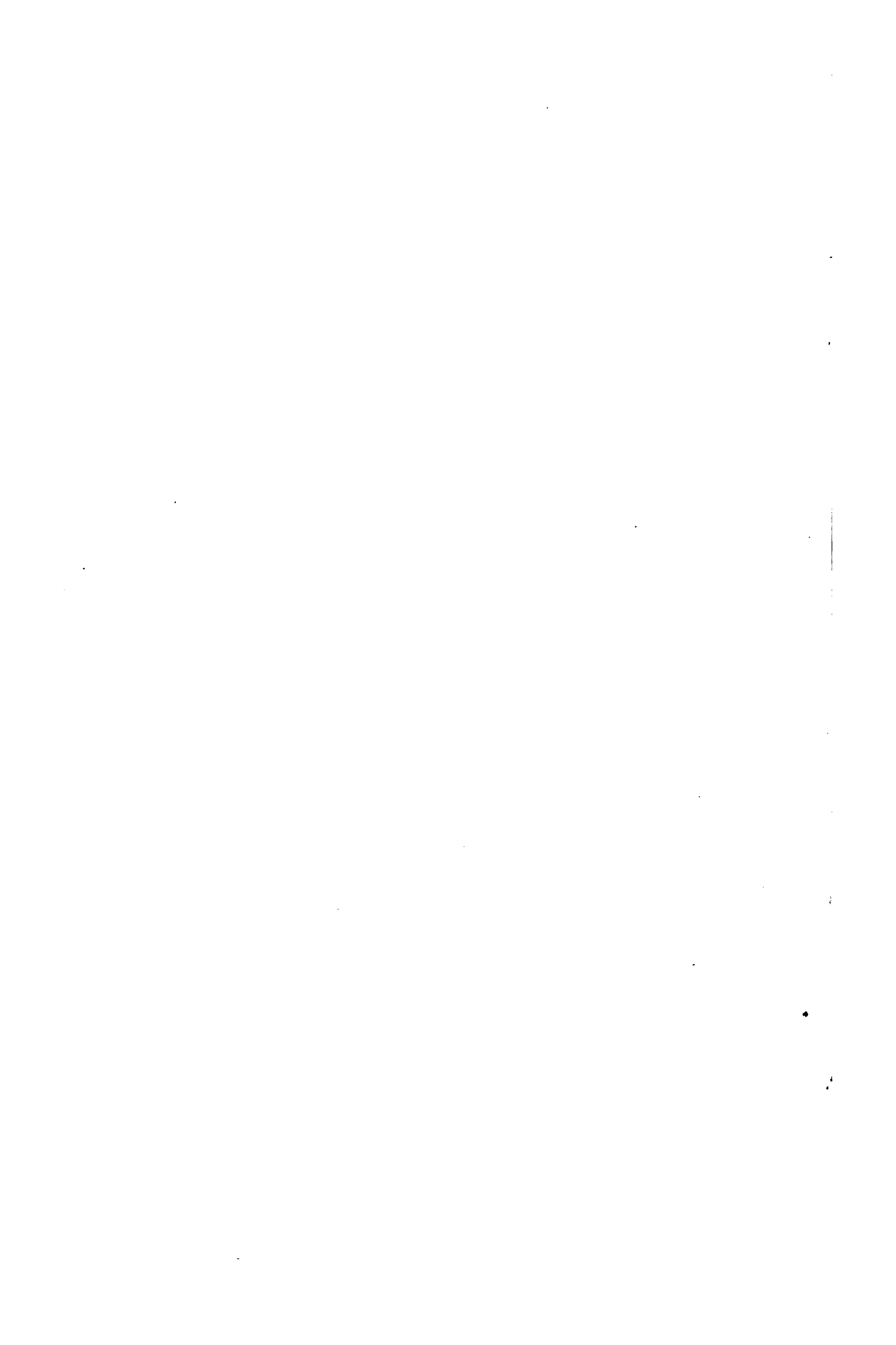
Georg Steinhausen.

Der Gruß und seine Geschichte.

Wenn jemand zu seinem Gott beten will, so faltet er die Hände oder er kniet nieder; wenn jemand bei uns zu Lande einem ihm bekannten Menschen begegnet, so zieht er mehr oder minder tief seinen Hut oder er schüttelt ihm die Hand. In beiden Fällen denkt er bei diesen Bewegungen, die den Gruß ausdrücken oder das Gebet begleiten, nichts besonderes. Überall haften an den Handlungen des menschlichen Lebens, an Umgang und Verkehr der Menschen mit einander solche Formen ceremonieller oder konventioneller Natur, die von jedermann gleichmäßig angewandt werden, über deren Bedeutung sich aber niemand Gedanken macht. Wenn nun der naive Mensch hört, daß man auch gebetet habe, indem man die Hände zum Himmel empor streckte, wenn er von Völkern liest, bei denen man zum Zeichen der Begrüßung die Arme kreuzt oder gar auf der Straße die Schuhe auszieht, so wird er sich wundern, vielleicht auch lachen, gerade so wie die Muhamedaner über das Hutabnehmen der Franken spotten,[1]) und wird fragen, wie kommen die Leute dazu? Und wenn er ein nachdenklicher Kopf ist, wird er vielleicht weiter fragen, wie komme ich eigentlich dazu, die Hände zu falten und den Hut zu ziehen? Es wird ihm, wenn er insbesondere an die Begrüßung denkt, einfallen, wie verschieden und mannigfaltig

[1]) Ein Sprichwort bei ihnen heißt: „Er hat so wenig Ruhe, wie der Hut eines Franken".

Kulturstudien.



Kulturstudien.

Von

Dr. Georg Steinhausen,
Kustos an der Universitäts-Bibliothek zu Jena.

Berlin 1893.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

Inhalt.

Vorwort.

Die Veröffentlichung der vorliegenden Studien in Buchform scheint mir kein überflüssiges Beginnen zu sein. Sie sind — mit einer Ausnahme[1]) — in Beilagen zu großen Tageszeitungen[2]) erschienen, also an einem Orte, der eine bleibende Gelegenheit zur Lektüre und Benutzung nicht bietet. Diese Studien sollen aber mehr sein, als ein Gegenstand flüchtiger und oberflächlicher Unterhaltung. Sie wenden sich an alle Kreise des gebildeten Publikums, an Gelehrte wie Ungelehrte, soweit sie überhaupt ein offenes Auge für „Kulturgeschichte", um bei diesem hergebrachten Ausdruck zu bleiben, haben.

Ich sehe die eigentliche Aufgabe der Kulturgeschichte oder besser gesagt der Geschichte überhaupt in der Beantwortung der Frage, wie sie Carlyle formuliert hat: „wie und was waren die Menschen damals?" Der Mensch, die Menschen, die Lebensgeschichte der Völker sind das Objekt der Forschung. „Dieses Ziel bedingt", so habe ich an einer andern Stelle ausgeführt, „naturgemäß neue Wege, es zu erreichen. Es wird darauf ankommen, in der Menge der Einzelheiten, die bei solcher Betrachtungsweise auf uns eindringen, das Typische, das Gemeinsame zu erkennen."

So handelt es sich in den vorliegenden Studien wesentlich um Menschen-Typen, nicht um einzelne Individuen, aus deren Beobachtung aber andererseits allein der Typus resultiert.

---

[1]) Nr. 4, abgedruckt in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

[2]) Nr. 1. 2. 3. in den Beilagen zur „Täglichen Rundschau," Nr. 5 und 6 in den Sonntags-Beilagen der „Vossischen Zeitung."

Helmabnehmen, das ursprünglich aus einer Kampfessitte hervorging, überhaupt Zeichen der Unterwerfung wird, also im Lehnsrecht. So auch Gott und dem König gegenüber. Weiter wird dann der Hut vor Vornehmen gezogen, also Leuten, die mächtiger sind, als der Grüßende. Da ist es recht charakteristisch, daß in Frankreich im Mittelalter auch die Damen Vornehmen gegenüber beim Gruße ihre Haube abnahmen.[1]) Andererseits wird das Abnehmen des Helmes auch schon ein Zeichen der Höflichkeit — Frauen gegenüber.[2]) Und später wird es feste Regel des Anstandes, im Gespräch mit Frauen sein Haupt zu entblößen.

Nachdem Anfangs also nur der Niedere den Höheren durch das Abnehmen der Kopfbedeckung gegrüßt hat, dehnt sich die Sitte dann auch auf Gleichstehende aus und wird allgemein. —

Den Versuch, den Gruß ursprünglich als Zeichen des Friedens oder der Unterwerfung zu betrachten, möchte ich noch durch eine moderne Erfahrung ergänzen, die man täglich machen kann. Wenn zwei Touristen in einsamer Waldgegend und bei Eintritt der Dunkelheit sich einander nähern, so werden sie unwillkürlich den Nahenden mit einem gewissen Mißtrauen herannahen sehen. Beide werden sich beim Begegnen begrüßen, der Ängstlichere zuerst, und nicht stumm an einander vorübergehen. In diesem Fall ist der Gruß kaum ein Zeichen der Achtung oder des Wohlwollens, sondern cum grano salis — ein Friedenszeichen.

Andererseits können wir noch heute beobachten, daß häufig der niedere Mann in kleinen Städten oder auf dem Lande jeden grüßt, der ihm nach etwas aussieht. In solchem Gruß mag man immer noch etwas Unterwürfiges sehen.

Nach diesem Versuch, den Ursprung der Hauptgrußformen zu erklären, erscheint es notwendig, kurz die Entwickelung der einzelnen Formen zu erörtern. Diese Entwickelung geht

---

[1]) Album d. litterarisch. Vereins zu Nürnberg 1863. S. 164.

[2]) Grenzboten 48. III, S. 408. „So z. B. im Erec 8960 ff., wo der Held eine Frau einsam sitzend findet, die der Hilfe bedürftig erscheint; er steigt vom Roß, bindet es an einem Ast an, lehnt Schild und Speer an den Stamm, bindet den Helm ab, nimmt auch das hüetel unter dem Helm ab . . . und tritt so vor die frouwe.“

naturgemäß im Sinne der Vereinfachung, der Abschleifung vor sich. Unsere Verbeugung z. B. mit jenem Werfen auf den Rücken zum Zeichen der Unterwerfung zusammenzubringen, erscheint zunächst wunderlich; aber wenn man die ganze Entwickelungsreihe mit allen Zwischenformen überschaut, wird man es natürlicher finden. Durch Aufzählung zu vieler Beispiele für die einzelnen Formen will ich nicht ermüden, man findet solche zahlreich in dem erwähnten Werk Spencers.[1])

Von der oben zuerst erwähnten Grußform, dem Werfen auf den Rücken, ist es nicht weit zu der nächsten, dem Niederwerfen auf das Gesicht. Auch diese Form ist ausdrucksvoll genug, als Zeichen der Unterwerfung zu dienen. Durfte man bei jener ersten Form an das Verhalten der Hunde erinnern, so erscheint auch diese zweite dem Kulturmenschen eher hündisch als menschlich. Schon die Griechen, welche einen solchen Gruß bei den Persern kennen lernten, nannten das demgemäß *προσκυνεῖν*, d. h. „anhündeln.“[2]) Wir finden diese eines demütigen Sklaven würdige Grußform wie bei den Persern, so überhaupt in den despotisch regierten Ländern des Orients. In Sumatra und auf anderen ostindischen Inseln findet man sogar eine Grußform, die noch deutlich an das ursprüngliche Verhältnis des Unterworfenen erinnert. Dort wirft man sich nämlich auf die Erde nieder und setzt den Fuß des zu Grüßenden auf Brust, Kopf oder Knie. Der dem Orientalen ähnliche Slave hat verwandte Grußformen. „Ich falle zu Füßen“, sagt noch heute der polnische Bauer zu dem Edelmann.

Aus dem vollständigen Niederwerfen wird ein annäherndes. Man wirft sich z. B. auf die Knie und berührt mehrere Male mit der Stirn den Boden. Auch dies ist eine Grußform. Die nächste Abkürzung wieder ist das Knieen, das als Ehrenbezeugung sehr verbreitet ist, aber auch als Gruß z. B. in Japan vorkommt. Die Japaner zeigen auch wieder eine weitere Abkürzung, indem sie, nur die vollständige Bewegung andeutend,

---

[1]) a. a. O. S. 139 ff.

[2]) Bei einigen Naturvölkern findet man ein vollständiges Hinkriechen zu dem Höheren. Vgl. Waitz, Anthropologie V, 1. S. 160 und Spencer a. a. O. S. 142.

das Knie beugen. Es erscheint nicht ungerechtfertigt, auch das „Knixen" unseres weiblichen Geschlechts und den früher üblichen „Kratzfuß" als abgekürztes Knieen aufzufassen. Weiter findet man dann, daß man beim Gruß tief gebeugt vorübergeht.[1]) Als die letzte Abkürzung des ursprünglichen Niederwerfens darf man endlich unsere Verbeugung beim Gruß ansehen. Daß diese ganze Entwickelung nicht gekünstelt ist, ersieht man aus dem streng geregelten Ceremoniell der Chinesen, das alle diese und noch mehr verschiedene Formen als Ehrenbezeugung von dem Niederwerfen bis zur Verbeugung enthält.

Eine Reihe anderer Grußformen besteht, wie erwähnt, in einem ursprünglichen Wehrlosmachen der Hände und Arme, der Träger der Waffen. Hier läßt sich nicht so klar eine Entwickelung der Formen verfolgen, doch lassen sich auch hier umständliche und einfachere unterscheiden. Ein bekannter Gruß ist die Verbeugung mit auf der Brust gekreuzten Armen. Heute noch bei den Türken üblich, war sie schon als Adoration vor den byzantinischen Kaisern gefordert.[2]) Mit unserer Auffassung stimmt es sehr gut überein, wenn der Grieche noch im Mittelalter diese Form *δέω τὰς χεῖρας* (ich binde die Hände) nannte. Eine Vereinfachung ist der jetzt in Griechenland übliche Gruß, nur die linke Hand auf die Brust zu legen. Daß auch das Falten der Hände nichts anderes ursprünglich ist, als eine unterwürfige Andeutung der Fesselung oder ein Zeichen der Wehrlosigkeit, ist darnach klar. Solche Grüße, bei denen die gefalteten Hände zur Stirn erhoben werden oder in die Hände des andern gelegt werden, findet man bei den Mongolen, in Unyanyembe, in Sumatra, in Siam. Auch das Erheben und Ausstrecken der Hände[3]) als Gruß, ja schließlich unser Handschlag hat sicherlich denselben ursprünglichen Sinn. Alle diese Bewegungen der Hände sind so sehr ein Zeichen der Unterwerfung, daß schon der Römer, wenn er sich in einem Wortgefecht für besiegt erklärte, sagte: Manus do.[4]) Als deutliches

---

[1]) Vgl. Waitz a. a. O. V, 2. S. 127.
[2]) Sittl a. a. O. S. 151.
[3]) Vgl. z. B. Waitz a. a. O. VI, Seite 749 und 751.
[4]) Sittl a. a. O. S. 150.

Zeichen der Wehrlosmachung stellt sich andererseits z. B. eine der Grußbewegungen des niederen Japaners dar. Dieser steckt nämlich die rechte Hand in den linken Ärmel und läßt dann die Arme langsam bis an die Knie herabgleiten. Andere Grußformen wieder bedeuten ursprünglich anscheinend nicht die eigene Wehrlosmachung, sondern die des anderen. So umfassen zum Gruß die Schlangenindianer den anderen mit dem linken Arm.[1]) Die Malaien fassen die Hand des andern zwischen die eigenen.[2])

Der ganze Lauf der Entwickelung ist nach alledem in Kürze dieser. Die Zeichen der Unterwerfung, ursprünglich vollständig ernsthaft gemeint, werden im Laufe der Zeit gewohnheitsmäßige Ceremonieen, sobald ein Mächtiger naht. Durch diese gewohnheitsmäßige Ausübung verliert die Ceremonie nach und nach ihre eigentliche Bedeutung, sie wird bloße Form. Als solche wird sie allmählich nicht nur dem Mächtigen, sondern überhaupt anderen Menschen gegenüber angewandt; andererseits erleidet sie, weil der ursprüngliche Sinn vergessen ist, immer größere Abkürzung. Daß solche Abkürzungen, wie die oben erwähnten, durchaus nichts Wunderbares an sich haben, kann uns ein Beispiel aus ganz moderner Zeit lehren. Ich meine die Abkürzungen des Hutabnehmens in das Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, wie es jetzt bei dem Militär, aber auch sonst wohl bei Schiffern, Arbeitern Sitte ist. Weil es unbequem ist, die schwere Kopfbedeckung, den Helm, häufig abzunehmen und wiederaufzusetzen, macht man nur die andeutende Bewegung. Der Arbeiter, der seinem Genossen begegnet, hebt aus Bequemlichkeit, obgleich er nur die leichte Mütze trägt, die Hand oft kaum bis zur Kopfhöhe. Aus diesem letzten Umstand sieht man wieder, wie gerade die Übertragung der Formen auf Begegnungen mit Seinesgleichen häufig zu nachlässiger Anwendung und daher zur Vereinfachung führt.

Indessen ist noch eins zu bemerken. Eine Abkürzung solcher Formen ist im allgemeinen keine willkürliche. Sie vollzieht

---

[1]) Bastian, Der Mensch. Band III. S. 405 (nach Lewis).

[2]) Waitz a. a. O. V, 1. S. 160.

sich allmählich und nicht nach Gutdünken einzelner. Sobald die Formen als solche Geltung erlangt haben, herrscht — auch auf ganz niedrigen Kulturstufen — der unerbittliche Zwang des Ceremoniells. Häufig bildet sich sogar eine außerordentliche Weitschweifigkeit und Kompliziertheit der Grußformen aus, an der man unbedingt festhalten muß. Beispiele werden noch erwähnt werden.

Im ganzen wird man in der bezeichneten Entwickelung klar und deutlich einen Fortschritt erkennen.

In der vorstehenden Erörterung sind die Hauptgrußformen auf natürliche Weise erklärt worden; nicht erwähnt sind einige absonderliche Formen. Am obern Kongo reibt man zur Begrüßung einzelne Körperteile in bestimmter Folge mit Sand; bei den Dschiurnegern am Bahr-el-Gazal begrüßte der Häuptling fremde Reisende, indem er seine Waffen niederlegte, ihre Hände faßte und in diese und ihre Gesichter spie; die Fidschi-Insulaner reiben zur Begrüßung ihre Nasen aneinander.[1]) Wenn uns für solche Formen zunächst eine Erklärung fehlt, so kann man doch sicher sein, daß auch sie ursprünglich eine natürliche Entstehungsursache haben.

Jedenfalls läßt sich als bisheriges Ergebnis unserer Betrachtungen annehmen, daß unsere Grußformen eine ursprüngliche Bedeutung gehabt haben, die mit dem Sinn unserer heutigen Begrüßung absolut nichts gemein hat. Ganz anders steht es mit den Grußformeln, den Grußworten. Sie sind alle

---

[1]) Andere sonderbaren Grußformen finden sich z. B. bei den Ainos (auf Jesso und den Kurilen), bei denen sich der Niedere mit gekreuzten Beinen auf die Erde setzt, das Haupt vorbeugt, und die zusammengelegten Hände dreimal gegen das Gesicht hebt, als ob er Erde über sich ausschüttet (vgl. damit den Gebrauch der Kongoneger vor dem Häuptling sich mit Sand zu bestreuen, ein Zeichen der Unterwerfung! Vgl. Spencer a. a. O. S. 151 f.) und dann dreimal den Bart streicht. Das Reiben der Nase oder anderer Körpertheile findet sich auch sonst (auch ein Kratzen der Schulter), vgl. Waitz, a. a. O. III, S. 136. Das Berühren der Nasen hat etwas vom Beschnüffeln bei den Marianern. Waitz V, 2. S. 127. Vgl. weiter noch Waitz a. a. O. VI, S. 143 und 749. Es scheint fast, als ob man derartige Gebräuche mit dem Gebahren der Tiere zusammenbringen kann. Vgl. Spencer a. a. O. S. 19.

auf einer Kulturstufe entstanden, auf der man gelernt hatte, dem andern mit Höflichkeit zu begegnen, ihm Achtung oder Wohlwollen zu zeigen. Sie drücken, indem sie meist mit den eben erörterten Formen verbunden werden, in der That Wohlwollen und Achtung aus und haben eben nur als Begrüßung Sinn.

Da ist es nun überaus interessant zu beobachten, wie trefflich die Art der Begrüßungen den Geist und Charakter verschiedener Kulturvölker veranschaulicht. Darüber mögen noch einige Worte gesagt sein.

Das höflichste Volk der Welt sind unzweifelhaft die Chinesen. Dem entspricht ihr Gruß, der in vielen Ceremonieen, daneben in endlosen höflichen Phrasen besteht. Bekannt ist Zschokkes humoristische Beschreibung, die er Herrn Habakuk Pumper in den Mund legt. „Ich warne jedermann vor einer Reise nach China. Die Menschen bilden sich ein, man könnte ohne Komplimente nicht leben. Der schlechteste Bettler auf der Straße könnte in Europa das Amt eines Cermonienmeisters bekleiden. Sobald ich ans Thor der Stadt kam, gab's Bücklinge und Kratzfüße hinten und vorn und von allen Seiten. Ich bückte mich links und rechts, kratzte mit beiden Füßen, daß der Boden dampfte, wie ein Huhn, das im Mist scharrt, und ein Kompliment folgte aufs andere, und ich wurde nicht fertig."

Überhaupt sind im Orient die Begrüßungen, mit Befragen über das Befinden und ähnlichen Dingen verbunden, von einer Weitschweifigkeit, daß man oft ganz erheblich am Weiterkommen verhindert wird.

Höchste Frömmigkeit und kirchlicher Sinn ist das am meisten charakteristische Merkmal mittelalterlichen Geistes. Daher lauten die deutschen Grüße dieser Zeit — und ihnen entsprechen die französischen u. s. w. — also: „Gott erhalte Euch, Gott grüße Euch, Gott minne Euch; Gott willkommen, Gott befohlen." Aus dieser Zeit stammt das französische A dieu, das wir adoptiert haben und noch heute gedankenlos aussprechen. Es ist dieser letzte Gruß zugleich trübe Erinnerung an Deutschlands niedrigste Periode der Ausländerei und Schwäche. In Süddeutschland und Tirol ist als Rest dieser mittelalterlichen Grüße das trauliche „Grüß Gott" bis heute geblieben. Ein

Merkmal kirchlicher Gesinnung ist auch der vom Papst Benedikt XIII. empfohlene und in katholischen Ländern übliche Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus", welcher mit dem Gegengruß: „In Ewigkeit! Amen!" erwidert wird.

Der schönste und zugleich recht eigentlich nationale Gruß hat sich indessen bei den Griechen ausgebildet. Die Griechen der klassischen Zeit unterließen alle besonderen Bewegungen der Hände oder des Körpers und begrüßten einander nur mit dem Gruße der Freude: χαῖρε, d. h. „Freue dich." Für dies geistig hochstehende, lebensfrohe und harmlose Volk ist kaum etwas so charakteristisch wie dieser Gruß. Als Herodot in Ägypten die stummen Kniebeugungen der Begegnenden sah, vermißte er schmerzlich den frohen und freundlichen Gruß der Heimat. Dieser Freudegruß, der jedem und von jedem ohne Unterschied des Standes geboten wurde, ist der schönste Ausdruck jener harmonischen Lebenslust, welche den Griechen beseelte. Nur ein glückliches Volk kann so grüßen. Und wenn dieser Gruß sogar auf den Grabsteinen stand, so ist dies nicht minder charakteristisch. Die Toten grüßten die Lebenden mit demselben Freudegruß, nicht finster mahnend an Vergänglichkeit, sondern aufmunternd, das Leben zu nehmen wie es ist, unbekümmert um das Jenseits, auf Erden Gutes und Schönes zu wirken.

Ein Wohlwollen gegen den Nächsten prägt sich auch in den Grüßen anderer älterer Kulturvölker aus. Der Punier wünschte langes Leben; der Römer sagte zu dem Kommenden Ave, sei willkommen, und beim Gehen Vale, bleibe gesund!

Dem modernen Menschen gilt freundliche Begrüßung, in der sich Wohlwollen für den Begegnenden ausspricht, als selbstverständlich. Um nur von den deutschen Grußarten zu reden, wir wünschen „Guten Tag, Guten Morgen, Gute Nacht!", wir sagen zu dem Ankommenden „Willkommen!" und bieten dem Scheidenden „Lebewohl". Der unterwürfige Gruß „Gehorsamer Diener", „Diener", der, wie das A dieu, aus dem unseligen servilen siebzehnten Jahrhundert stammt — früher sagte man serviteur, noch jetzt und noch häßlicher in Österreich servus — verschwindet glücklicherweise mehr und mehr. Endlich sei noch der Gruß der Bergleute „Glückauf" erwähnt.

Freilich geht im modernen Leben die freundliche Begrüßung auch wieder verloren. Unsere raschlebende, geschäftige und rücksichtslose Zeit betrachtet den Gruß teilweise als eine Last. Nähert man sich vom Lande her der Stadt, so verstummen nach und nach die Grüße. Daß zwei Menschen, die sich im Walde oder auf der Landstraße begegnen, sich nicht mehr grüßen, gilt fast als ein Zeichen höherer Kultur. In der Großstadt ist der eine dem anderen vollständig gleichgültig, kaum grüßen sich nahe Bekannte.

Das liegt wesentlich in der gänzlichen Umgestaltung der sozialen Verhältnisse. So sehr man aber ein Freund der modernen Entwickelung sein kann, so sehr mag man das Verschwinden jener Züge bedauern.

Der mittelalterliche Mensch.

Wer von den „lichten Höhen“ des klassischen Altertums schönheitstrunken in die dunklen Regionen des Mittelalters hinabsteigt, der mag — vielleicht in einseitiger Überschätzung seiner klassischen Ideale — sich beengt und entsetzt fühlen, wenn er tiefer in sie eindringt. Und wieder wer begeistert dem Fluge moderner Entwickelung nachstrebt, mag mitleidig und verächtlich auf dieselbe Zeit zurückschauen. Ein Mann, wie Viktor Hehn, der sich unwillig von „den langen Jahrhunderten der Barbarei und des Aberglaubens“ abwendet und von „der ungeheuren Unterbrechung stetigen Kulturganges, die wir das Mittelalter nennen“, spricht, begegnet sich da mit Du Bois-Reymond, der gleich ihm „die Nacht des Mittelalters“ betrauert. Ich gestehe, ich halte solche Anschauung für durchaus berechtigt, für viel mehr berechtigt, als die neuerdings wieder modern gewordene Wertschätzung jener Jahrhunderte. Aber eine solche Anschauung darf uns nicht abhalten, diese Epoche uns menschlich näher zu bringen, sie verstehen zu lernen. Das Leben und die Menschen sind immer interessant, wenn man sie nur richtig ansieht. Und was wir sind, lernen wir am besten aus dem erkennen, was wir waren. Die Ideale unserer Zeit sind nicht diejenigen des Mittelalters. Der moderne Mensch erwachte vielmehr erst, als man die Bande, die den mittelalterlichen Menschen fesselten, zu bemerken und sie dann zu durchbrechen begann. Aber so gut der Mann mit Interesse auf die Jahre der Kindheit und der Jugend zurückblickt, in denen ihm nun so vieles unbegreiflich, so vieles unsagbar thöricht erscheint, so gut mag der moderne

Mensch sich in die Zeiten versetzen, in denen Menschenleben und Menschengeist sich noch in Unfreiheit und Blindheit befanden.

Die Zeit der Unfreiheit und der Blindheit nannte ich eben das Mittelalter und meine damit den am meisten charakteristischen Zug dieser Zeit hervorgehoben zu haben. Es ist die Anschauung, die zwei so tiefe Kulturkenner, wie Jakob Burckhardt und Gustav Freytag, gleichermaßen von jenem Zeitalter gewonnen haben. „Im Mittelalter", meint der erste, „lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen". Und in demselben Sinne spricht der andere von jener „langen Zeit innerer Unfreiheit". Wir Modernen sehen in jener Macht, die damals alles Denken und Fühlen, alles Wollen und Handeln einengte, den Zwang, den brutalen Zwang. Aber von Zwang kann nur sprechen, wer ihn empfindet. Und der mittelalterliche Mensch empfand ihn nicht: er war eben innerlich unfrei.

Als die antike Welt an ihrer eigenen inneren Fäulnis zu Grunde gegangen war, unfähig, dem Ansturm frischer barbarischer Völkerkraft zu widerstehen, da waren die weiteren Geschicke der Menschheit an jene neuen Völker geknüpft. Und diese neuen Völker waren Barbaren, sie waren noch im Zeitalter der Kindheit. Also mag solche innere Unfreiheit erklärlich sein. Aber daß diese Völker solche Unfreiheit und Blindheit auch in ihrer weiteren Entwickelung bewahrten, daß die Anläufe, den Bann zu brechen, alle vergeblich waren, das verursachte eine Macht, welche die Menschen des Mittelalters sich in unvergleichlichem Maße unterthänig zu machen verstand, die Kirche.

Man darf sagen, in der Kirche ging das Mittelalter auf. Seitdem durch Chlodwigs Übertritt zum römischen Glauben das Frankenreich, aus dem später die Weltmonarchie Karls des Großen hervorging, der Kirche gewonnen war, begann diese ihre Macht

höher und höher zu entwickeln. Die Kirche war es, welche das ganze mittelalterliche Europa gleichsam zu einer Einheit zusammenfaßte, vor welcher alle nationalen Besonderheiten dahinschwanden. Die Kirche wurde das Medium für alle Lebensäußerungen der damaligen Menschheit. Es läßt sich insofern von dem mittelalterlichen Menschen als einem einheitlichen Typus mit weit größerem Rechte sprechen, als von dem antiken oder dem modernen Menschen. Für den mittelalterlichen Menschen ist die Kirche der Inbegriff alles höheren, alles sittlichen und geistigen Lebens. Sie greift in seine Seele und formt sie nach ihrem Willen. Durch das Bild, durch äußeren Pomp, durch sinnlichen Reiz, wie die Musik, faßt sie das einfache Volksgemüt: aber auch tiefere Gemüter gewann sie ihrer mystischen Gedankenwelt. Sie verstand es, in allem und jedem, in dem Klügsten und in dem Einfältigsten, in dem Mächtigsten und in dem Niedrigsten denselben unerschütterlichen Glauben heranzuziehen, der uns in dieser Unerschütterlichkeit fast unheimlich erscheint. Bei vielen steigerte sich dieser Glaube zum Fanatismus. Die Begeisterung, welche die Kirche für ihre Ideen zu wecken verstand, stieg nicht selten, wie in den Kreuzzügen, zu hellem religiösem Wahnsinn, der wie eine allgemeine schaurige Epidemie die Leute ergriff. Ohne diesen kirchlichen Glauben ist der mittelalterliche Mensch gar nicht denkbar, in ihm ging im Grunde sein ganzes inneres Leben von der Geburt bis zum Tode auf. Das Christentum, wie es sich in der Kirche darstellt, ist ihm etwas „objektiv Gegebenes“, das unmittelbar zu seinem Dasein gehört.

Aber die Macht der Kirche beschränkte sich nicht auf die Seelen der Menschen allein. Das stolze Wort, das im Jahre 1024 ein Abt an den Papst Johann XIX. schrieb, daß der Stuhl Petri die Binde- und Lösegewalt im Himmel und auf Erden besitze, war in der That nicht unrichtig. Vor der Autorität der Kirche sollte sich jede andere beugen. Diese Forderung mußte dem mittelalterlichen Menschen im Grunde so berechtigt, so selbstverständlich erscheinen, wie nur möglich. Denn in der Kirche gipfelten zuletzt auch alle weltlichen Interessen. Diese mit sich verknüpft zu haben, das war der großartige Gewinn für diese Kirche, welche doch als ihr Hauptprinzip die Weltverneinung auf-

stellte. Die Kirche wollte den Mittelpunkt des gesamten menschlichen Lebens darstellen, und sie war nicht weit entfernt davon, dieses Ziel völlig zu erreichen.

Alles Wissen, alle Bildung kam dem mittelalterlichen Menschen von der Kirche. Diese Bildung beruhte auf der Antike: aber es war nicht die antike Bildung, so wenig elende Scherben ein unversehrtes, schönes und künstlerisch vollendetes Gefäß darstellen können. Zwar die römische Sprache war auch die Sprache der Kirche, sie tönte dem verwunderten Laien im Norden und Süden, im Osten und Westen der Christenheit entgegen: aber was man in dieser Sprache lehrte, waren nur geringfügige Trümmer des antiken Wissens. Und das Ziel war auch gar nicht, dem Menschen hohe Bildung und weites Wissen zu übermitteln. Man hemmte vielmehr die Beschäftigung mit der antiken Litteratur oder benutzte sie, soweit man sie freigab, nur zur sprachlichen und Denkschulung. Der Kreis des mittelalterlichen Wissens war nur ein überaus kleiner, so daß es oft der Einzelne völlig beherrschen konnte. Aber dieses geringfügige Wissen, das im Grunde doch nur aus überkommenen Phrasen bestand, war keineswegs Allgemeingut; es wurde fast ausschließlich von den Geistlichen besessen und gepflegt. Sehr selten sind Laien, die eine annähernde Bildung besaßen, und sie kam ihnen aus geistlicher Hand. Denn die Geistlichen, die Hüter des Wissens, waren auch die alleinigen Vermittler. Die Schule gehörte damals der Kirche vollständig. Der Zweck der Schule aber war nicht auf Erzielung höherer Bildung, sondern darauf gerichtet, die Menschen zu gewissen geschäftlichen Dingen fähig, vor allem aber sie für die Lehren der Kirche empfänglich zu machen. Auch der Kult der Kirche erforderte eben die Kenntnis des Lateinischen. Wie die Schulen, waren im eigentlichen Mittelalter auch die Universitäten lediglich Institute, durch welche die Kirche ihre Zwecke verfolgte. Welchen Einfluß aber dieses Wissensmonopol der Kirche in jeder Beziehung auf die Menschen ausüben mußte, ist ohne weiteres klar. Der Kleriker konnte auch der weltliche Berater der Großen wie der Kleinen sein.

In der Kirche Dienst das Wissen, in der Kirche Dienst auch die Kunst. Von weltlichem Gesang wurde der Mensch herüber-

gezogen zu den Klängen, welche das Gotteshaus durchdröhnten. Die Kunst der Architektur, welche das Mittelalter in hohem Grade zur Blüte brachte, sah ihre wesentliche Aufgabe im Bau der Gotteshäuser. Die Jungfrau, den Erlöser und die Heiligen darzustellen, schien dem Bildner und dem Maler höchstes Ziel. Die Dichtkunst wurde mehr und mehr von dem „obscönen Gesang" der Laien auf das religiöse Gebiet gedrängt. Das bißchen Drama, welches das Mittelalter kennt, war nur grobsinnliche Veranschaulichung der biblischen Geschichte. Kurz jedes höhere Empfinden sollte religiös sein.

Gab so die Kirche den Menschen alle geistige Nahrung, so sorgte sie auch, wenn sie derselben bedurften, für die leibliche. Daß sie die Unglücklichen und Beladenen willig aufnahm, das ist nicht die letzte Ursache ihrer ungeheuren Macht. Eine ausgedehnte Wohlthätigkeit betrachtete die Kirche von Anfang an als ihre besondere Aufgabe. Überall gründete sie Armen- und Krankenspitäler. Fast bei allen Klöstern fand man ein Siechenhaus. Armenspeisung und Armenpflege waren ursprünglich eine rein kirchliche Institution. Schon auf Erden konnte die Kirche also den Bedürftigen und Gebrechlichen als eine wahre Heilsanstalt erscheinen. Aber die Kirche wirkte in dieser Beziehung auch weiter. Sie rief auch eine private Liebesthätigkeit hervor. Human waren die Menschen des Mittelalters wahrhaftig nicht, und nicht aus Humanität thaten sie den Armen Gutes. Auch nicht aus praktischen und wirtschaftlichen Gründen. Vielmehr handelte man also nur im Interesse des eigenen Seelenheils. Denn die Kirche stellte solche Liebesthätigkeit als ein Hauptmittel, das ewige Heil zu erwerben, hin. So finden wir denn bei Stiftungen, Almosenspenden und ähnlichen Handlungen regelmäßig den Zusatz: „Zu Ehre und Lob des allmächtigen Gottes," „um Gottes Willen" oder „zur Rettung des Gebers." Gar Mancher gab in dem Gedanken, daß der Beschenkte nun für den Geber beten werde. Es gab oft Leute, die in ihrer Wohlthätigkeit über alles Maß hinausgingen, nur um Gott wohlgefällig zu sein.

Umgekehrt, wer frevelte, wurde in erster Linie als Frevler gegen Gottes Gebot bestraft. Die Grundauffassung auch des

Rechts ist also eine religiöse, wenn das auch nicht immer in allen Einzelheiten hervortritt.

So mußte denn die Kirche dem mittelalterlichen Menschen in jeder Beziehung als höchste und einzige Autorität erscheinen. Freilich gab es eine Macht, die an sich denselben Anspruch hätte erheben können, das war der Staat oder, um einen etwas modernen Beigeschmack zu vermeiden, das weltliche Regiment. Aber schon wenn man sich den ungeheuren Einfluß der Kirche, wie er eben angedeutet ist, klar macht, wird man einsehen, daß ein solcher Anspruch niemals einen Erfolg haben konnte. Von mittelalterlichem Standpunkt aus mußte der Staat durchaus eine der Kirche untergeordnete Institution sein; seine Hauptaufgabe war, sie zu schützen und zu unterstützen. In den Augen des Mittelalters ist das römische Weltreich nie untergegangen; als das heilige römische Reich dauerte es fort, aber eben als das „heilige", als Zusammenfassung der Christenheit. Das war ja auch das Ideal des Wiederaufrichters dieses Reiches, Karls des Großen. Als dieser Staat dann zerfiel, schienen sich nationale Monarchieen endgültig bilden zu wollen. Aber schon Otto der Große nahm den Gedanken des christlichen Weltreichs wieder auf, und der römische Kaiser blieb fortan der leitende Gedanke, man möchte fast sagen die fixe Idee der deutschen Könige. Indes konnte es unmöglich ausbleiben, daß die Machtansprüche der Kaiser einerseits und der Päpste andererseits gewaltiger zusammenstießen. Und der Kampf kam, aber für die weltliche Macht nicht der Sieg. Für Heinrich IV. kam ein Kanossa, und für die Hohenstaufen später ein Ende mit Schrecken. Seitdem begann die „klassische Zeit des Mittelalters", die den Höhepunkt päpstlicher und kirchlicher Macht darstellt. „Alle großen Reiche", hieß es damals, „sollen in Tetrarchieen zerteilt werden, auf daß der gekrönte Priester über sie alle herrsche."

So stellt sich denn durchaus als die das mittelalterliche Leben beherrschende Macht die Kirche dar. Sie hatte das Wort: „Seid klug wie die Schlangen" zum leitenden Gedanken erhoben und planvoll diese Macht gewonnen. Es kam ihr nicht darauf an, geradezu widerstrebende Tendenzen, die Weltlust im vollsten Umfange, gelegentlich zu dulden, nur versah sie dieselben

mit einem religiösen Mäntelchen. Klug schonte sie, woran des Menschen Herzen hing, und machte heidnischen Segen zu christlichen Sprüchen. Und so gewann sie auf alle Weise der Menschen Kopf und Herzen und schlug sie in eherne Fesseln.

Es waren in Wahrheit eherne Fesseln, welche das Denken und Fühlen des mittelalterlichen Menschen einengten. Aus dieser „innerlichen Unfreiheit" begann er sich erst emporzuringen, als er den Bann der Kirche zu brechen unternahm.

Ihre Autorität hob alle Denkfreiheit auf. Der mittelalterliche Mensch dachte nicht, er glaubte. Der naive Zustand, in dem sich die Menschenseelen zu Anfang des Mittelalters, den Kinderseelen gleich, befanden, macht dieses blinde Glaubensleben erklärlich. Und die Kirche, die an der Fortdauer dieser Befangenheit das größte Interesse hatte, beförderte sie in jeder Weise. Zunächst ist da jenes Bildungsmonopol der Geistlichen von größter Wichtigkeit. Es ist der Kirche gelungen, die mittelalterliche Menschheit, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, in einem Zustand völliger Unbildung zu erhalten. Der Laie, wenn er wohlhabend oder mächtig war oder einige Interessen hatte, erlangte über Schreiben und Lesen hinaus im besten Falle einige Kenntnisse, die ihm im öffentlichen oder geschäftlichen Leben zu statten kamen. Es mochte auch einzelne geben, die beispielsweise in der Lektüre des Virgil einen höheren Genuß fanden. Aber wo einmal solch ein Gedanke sich regte, da erschien er unerlaubt. Es waren auch in der Regel Geistliche, die solche Neigungen hatten und dann darüber arge Gewissensbisse verspürten. Bei den Laien war der Bildungszustand überall der gleiche, nämlich äußerst gering. Der Fürst und der Ritter konnten oft so wenig schreiben und lesen, wie der Knappe und der Stallbube. Auch ihre Anschauungen, ihre Vorurteile, ihr Horizont sind völlig gleich. Und sie ahnten nicht, wovon sie ausgeschlossen waren, und so war auch ein Streben nach höherer Bildung, nach Erkenntnis gänzlich unmöglich.

Nach Erkenntnis strebten im Mittelalter übrigens auch die Wissenden nicht. Es ist das ein Hauptgrund, warum der geistige Fortschritt in dem langen, langen Mittelalter ein so überaus geringer ist. Thomas von Aquino bezeichnete

das Streben nach Erkenntnis der Dinge als eine Sünde, wenn man dieses Streben nicht auf die Erkenntnis Gottes, des Endzwecks aller Erkenntnis richte. Und ebenso meinte Roger Baco, daß die Wissenschaft, welche auf die christliche Glaubenslehre keinen Bezug nehme, „zur höllischen Finsternis" führe.[1]) Jedes Wissen, jedes Studium hat also nur einen Wert, wenn es die Ideen und Bestrebungen der Kirche zu stützen vermag. Alles, was darüber hinausgeht, also z. B. ein wirkliches Studium der antiken Litteratur, nicht nur in Bezug auf die Form, wird von der Kirche energisch bekämpft. Schon Notker von St. Gallen warnt den jungen Salomo, den späteren Bischof, vor den heidnischen Schriftstellern, denn sie wendeten den Sinn von dem wahren Ziel des Menschen ab. Wem dann wirklich ein Licht der Erkenntnis zu dämmern begann, der glaubte entsetzt in des Teufels Angesicht zu blicken und suchte seine Seele durch Gebete und Kasteiungen zu retten.

Was die Kirche wollte, erreichte sie so vollkommen. Sie erhielt die Menschen dauernd in geistiger Finsternis. Und die leitenden Geister in der Kirche verfolgten diese Idee nicht etwa aus Machtzwecken: sie handelten vielmehr unter demselben Zwang, sie waren ebenso befangen wie die anderen.

Der unbedingte Autoritätsglaube und die allgemeine Denkscheu machten ein höheres geistiges Leben überhaupt unmöglich. Bei begabten Leuten wird das Denken gekünstelt. Nirgends taucht ein neuer selbständiger Gedanke auf. Man denke an die Art, wie man im Mittelalter aristotelische Philosophie betrieb! Im besten Fall gekünstelte Gedankensysteme, die im Grunde mehr als albern waren. Nirgends ein eigenes Urteil, überall Berufung auf die Kirchenväter, auf die heilige Schrift.

Bei solchem schiefen Denken oder Garnichtdenken mußte auch die Denkfähigkeit überhaupt schließlich erlahmen. Und damit auch die Beobachtungsfähigkeit, die Kombinationsgabe. Man sah wohl interessiert auf die Vorgänge in der Natur, aber man versuchte nicht, sie zu erklären. Man verstand das Gesehene

---

[1]) v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. S. 590.

nicht. Am besten behalf man sich, wie in der Heilkunde, noch mit rohestem Empirismus. Und darin übertraf der gemeine Mann den spitzfindigen Gelehrten weitaus.

Aus solchen Gründen erklärt sich schließlich auch das hervorragend unpraktische Wesen des Mittelalters. Auch im gewöhnlichen Leben dachte niemand an einen möglichen Fortschritt. Es kam da hinzu, daß man den Lehren der Kirche gemäß die Gegenwart der Zukunft, dieses irdische Dasein dem Jenseits durchaus unterordnete. Den hyperkonservativen Sinn des Mittelalters, der Alles beim Alten läßt, kann man auf allen Gebieten des damaligen Lebens bestätigt finden. Man mochte oft gar nicht an die Möglichkeit von Verbesserungen und Neueinrichtungen denken.

Ueber die Denkträgheit und den Denkzwang jener Zeit mag sich der moderne Mensch sehr erhaben dünken: höchst unsympathisch muß ihn aber der Gefühlszwang, welcher die damaligen Menschen drückte, berühren. Auch ihn verursachte zum größten Teil die Kirche. Ihre Hauptidee war die Weltverneinung und die Weltverachtung; ihr Hauptziel, das Menschliche dem Göttlichen unterzuordnen. Der Erfolg war, daß das Menschliche vielfach im Menschen erstickt wurde.

Jenes Prinzip der Weltverneinung darf man mit Eicken[1]) als den innersten Kern der mittelalterlichen Weltanschauung auffassen. Es befand sich ohne Frage im direktesten Gegensatz zu dem natürlichen Gefühl des Menschen. Aber die Kirche hatte die Macht, auch die berechtigtsten Gefühle zu zwingen und aufzuheben. Bis zu welchem Grade diese Macht reichte, wie unnatürlich also der Mensch, wenn er der religiösen Idee sich hingab, werden konnte, mag an einem Beispiele sogleich grell hervortreten. Katharina von Siena empfand einmal vor dem widerlichen Geschwür einer Kranken einen gewaltigen und natürlichen Ekel. Aber sie überwand ihre Natur in solchem Grade,

[1]) Den Gedanken hat Eicken in dem eben angeführten umfangreichen Buch durchgeführt. Nebenbei sei hier bemerkt, daß dieses Buch zwar große Vorzüge hat, aber an dem Grundfehler leidet, den Arbeiten ähnlicher Art fast durchweg haben. Es werden immer nur Lehrmeinungen einzelner als maßgebend angesehen, auf den Durchschnitt der Menschen wird keine Rücksicht genommen.

daß sie mit ihrem Munde jene Wunde berührte und sogar das Wasser, mit dem sie den Eiter abgewaschen hatte, austrank. Hier wendet sich unser Gefühl mit Entsetzen ab, und wir sind versucht, solche Dinge pathologisch zu nennen. Und einen pathologischen Grundzug werden wir in dem ganzen religiösen Gefühlsleben des Mittelalters finden müssen. Denn giebt es überhaupt etwas Unnatürlicheres und Krankhafteres, als die ganze Forderung der Askese? Aber wir stehen vor einer Thatsache, an der nicht zu deuteln ist. Der Welt zu entsagen, den natürlichen Menschen zu besiegen, das war nach der Lehre der Kirche die höchste Tugend. Und in Wahrheit sah das gesamte Mittelalter in dem gotterfüllten Asketen das höchste menschliche Ideal. Ein Ideal freilich, das, wie es ja mit Idealen zu gehen pflegt, die Mehrheit der Menschen lieber aus der Ferne bewunderte, als zu verwirklichen bestrebt war. — Die Askese war dem abendländischen Europa durchaus fremd gewesen. Das wüst-sinnliche Treiben in Ägypten, dem Mischpunkt orientalischer und griechischer Kultur, hatte zuerst fromme Büßer veranlaßt, zu dem entgegengesetzten Extrem zu flüchten und in der Wüste ein verlassenes asketisches Dasein zu führen. Ihr Beispiel fand, wie es in solchen Zeiten nicht selten ist, sehr rasche Nachahmung. Bald bildeten sich fromme Gesellschaften, die dann auch nach Europa drangen. Aus ihnen entwickelten sich die mittelalterlichen Klöster. Nebenher gab es immer noch einzelne Asketen und Klausner. In dem christlich gewordenen Germanentum fand die Bewegung sehr günstige Aufnahme. Wir hören sogar von einem Knaben, der sich einmauern ließ. Fränkische Fürstentöchter flüchteten sich in das Kloster ebenso wie rauhe Kriegsleute. Das asketische Verlangen faßte den Einzelnen oft überraschend plötzlich. Eine schwere Krankheit, ein Unglücksfall, irgend eine psychische Erschütterung führten solchen Entschluß herbei. Der Stifter der Prämonstratenser, Norbert, später Erzbischof von Magdeburg, ursprünglich ein vornehmer Weltmann, wurde plötzlich gewandelt, als ein Blitzstrahl neben ihm zur Erde fuhr. Er gab sein ganzes Vermögen fort und leistete fortan das Unglaublichste in Bußübungen und Kasteiungen. Er ist ein echt mittelalterlicher Typus. In dem Mönchstum war fortan das verkörperte Lebensideal

gegeben. Verzicht auf jeden irdischen und natürlichen Genuß war damit von den zahllosen Menschen, die sich in die Klöster drängten, gefordert, volle und unbedingte Selbstentäußerung. Es ist natürlich, daß diese Mönche ihrerseits wieder für ihre Auffassung von der Nachfolge Christi wirkten und mächtig die Gemüter der Weltgeistlichen und Laien beeinflußten. — Es mußte dahin kommen, daß den Menschen das natürliche und normale Fühlen, Denken und Treiben unerlaubt, eine Sünde schien.

Die schrofffste Forderung war die Forderung der unbedingten Keuschheit, zugleich die widersinnigste. Denn durchgeführt, würde sie den Untergang des Menschengeschlechts bedeuten. Praktisch war daher gerade bei dieser Forderung der Erfolg ein äußerst geringer. Selbst von den Geistlichen, die ja dieses Gebot der Ehelosigkeit verwirklichen sollten, ist hierin das ganze Mittelalter hindurch „maßlos gesündigt" worden, und von allen Forderungen, die später Luther erhob, ist keine populärer gewesen, als die Opposition gegen das Cölibat. In der Laienwelt wurde dieses Keuschheitsideal fast gänzlich mißachtet. Das Gegenteil wäre ja auch unmöglich gewesen, zumal bei so jugendlich kräftigen und ungebändigten Völkern. Aber gleichwohl mußte die Forderung doch einen zwingenden Einfluß auf das Gefühlsleben äußern. Es gab Naturen, die sich solchem Zwange fügten; so wird von einer jungfräulichen Ehe eines Paares zu Arvern erzählt. Die Mehrzahl der männlichen und weiblichen Insassen der Klöster entsagten — in der klassischen Zeit des Mittelalters — in der That der irdischen Liebe. Die Forderung brachte die gewaltigsten seelischen Konflikte hervor; aber sie endeten in der Regel mit der Unterwerfung unter den Willen der Kirche. Die Geschichte der unglücklichen Liebe von Abälard und Heloise mag fast als typisch gelten. Im Grunde mußte die Kirche ja selbst die Richtigkeit der Forderung eingestehen, indem sie die Ehe mit ihrem Segen weihte. Aber daß sie die Ehe im Innersten doch nicht als erlaubt ansah, ist ebenso gewiß.

Auf tiefere Gemüter äußerte die ganze Idee der Weltverneinung jedenfalls einen höchst unheilvollen Einfluß. Die Macht derselben beherrschte sie vollkommen. Aber die Kirche wirkte für ihre Ideen nicht bloß direkt. Ihren Geboten zu folgen und der

Welt zu entsagen, trieb viele dieser naiven Menschen nicht die Macht der Idee, sondern die zwingende und schreckende Furcht vor dem Jenseits; denn nichts verstand die Kirche gräßlicher zu malen, als die ewige Verdammnis. Wie der eine wohlthätig und hold den Armen war, aus Furcht, wie der andere der Kirche Schenkungen über Schenkungen machte, aus Furcht: so entsagte der Dritte der Welt und wurde Büßer und Mönch — aus Furcht. Mit allen Mitteln zwang so die Kirche das Gefühlsleben nach ihrem Willen.

Sie übte einen unnatürlichen Zwang aus, indem sie — in der Theorie wenigstens — die Tötung alles menschlichen Gefühls verlangte; sie übte andererseits einen unnatürlichen Zwang aus, indem sie das Gefühlsleben zu ungemessenem Rausch steigerte und in perverse Bahnen leitete. Durchaus krankhaft ist zum Beispiel das himmlisch-mystische Liebesleben, in dem die Verzückten Ersatz für die irdische Liebe fanden. In dem Marienkultus lag oft ein sinnlich-mystisches Element. Männer fühlten sich als Verlobte der reinen Jungfrau. Ein Mönch Hermann in dem Prämonstratenserkloster Steinfeld glaubte ein vollständiges Liebesleben mit der Jungfrau zu führen. In ähnlicher Weise versenkten sich verzückte Nonnen in leidenschaftliche Liebe zu dem Bräutigam Christus. Aus demselben Empfinden ging auch jene mystische Deutung des Hohenliedes hervor, die dem modernen Menschen, der sich in solche Seelenzustände nicht mehr hineinzuversetzen vermag (wenn er nicht verrückt ist), unglaublich albern erscheinen kann. Krankhaftes Empfindungsleben, durch die religiöse Idee hervorgerufen, tritt uns auch sonst überall entgegen. Franz von Assisi, ursprünglich ein junger Taugenichts, der den Namen Flos juvenum erhielt, erlebte durch eine lange Krankheit tiefen innerlichen Wandel. Sein Gefühlsleben wurde dermaßen erregt, daß er die Leiden Christi selbst zu empfinden glaubte. Er irrte durch die Felder, Thränen flossen ihm aus den Augen, und den Begegnenden, die ihn nach dem Grunde seines Jammers fragten, antwortete er: „Ich weine um die Leiden meines Herrn Jesu".

Weitere Beispiele sind unnötig. Man sieht, nach der einen wie nach der andern Richtung hin ist der zwingende Einfluß der

Kirche auf das Gefühlsleben kein günstiger. Der Zwang geht andererseits so weit, daß sogar häßliche und schlechte Gefühle hervorgerufen wurden, daß die Kirche nicht nur nicht wahre sittliche Menschen, sondern geradezu Unmenschen heranbildete. Der naive Mensch — und das war der mittelalterliche Mensch — ist niemals duldsam. Aber erst die Kirche rief jene krasse Intoleranz, welche dem Mittelalter eigen ist, hervor. Das Gebot der Nächstenliebe war dem Nichtchristen oder dem Ketzer gegenüber aufgehoben. Eine gräßliche und grausame Verfolgungswut wurde durch die Kirche groß gezogen. Die Menschen waren, wie wir noch sehen werden, ohnehin damals nicht weich, sondern hart und roh; aber im Dienste der Kirche kamen sie zu einer kalten, teuflischen Grausamkeit und Härte. Blutig und düster steigt vor unseren Augen die Gestalt des großen Ketzerrichters, Konrads von Marburg, auf. Gegen sich selbst streng bis zum äußersten, wurde er den „schlechten Christen" gegenüber zum blutdürstigen Scheusal. Dieser extreme Typus eines Verfolgers schien freilich auch den Zeitgenossen unerhört, und man atmete freudig auf, als man von seinem gewaltsamen Tode vernahm; aber typisch bleibt seine Gestalt dennoch.

Alles, was bisher über den Gefühlszwang, dem die Menschen damals unterlagen, gesagt ist, trifft vor allem auf die überzeugten Vorkämpfer und Diener der Kirche, weniger auf die große Masse der Laien zu. Aber noch einmal muß hervorgehoben werden, daß der mittelalterliche Mensch eben in diesen Leuten ideale Vorbilder sah. Indirekt war der Gefühlszwang ganz derselbe. Die Religion hielt die Menschen völlig gefangen. Daher finden wir so viele Beispiele stumpfer Resignation, wo der moderne Mensch sich kräftig wehren würde. Daher sehen wir so viele Frevler und Verbrecher, welche vor ihrem letzten Stündlein zitternd und zähneklappernd zu Gott beten. Daher hören wir von so vielen Verfolgten und Unglücklichen, die sich trotz aller Leiden ängstlich an die Religion klammern und immer „in dem heiligen, christlichen Glauben sterben." Wer so religiös war, wie der mittelalterliche Mensch, konnte sich auch jenen Ideen, von denen oben die Rede war, jenem Einfluß auf das Gefühlsleben niemals ganz entziehen. — —

So wird denn das Wort von der charakteristischen „inneren Unfreiheit" des mittelalterlichen Menschen wohl berechtigt erscheinen. Aber wenn wir für dieselbe vorwiegend die Kirche verantwortlich zu machen suchten, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß den damaligen Menschen noch andere Schranken einengten, Schranken, welche mit der Kirche nichts zu thun haben. Und wenn vornehmlich von einem üblen Einfluß der Kirche die Rede war, so darf man den guten nicht unterschätzen. Sie hat den mittelalterlichen Menschen erzogen, freilich in ihrer Weise und nicht zur Freiheit: aber sie hat ihm die Kultur gegeben, die zu geben in ihrer Macht stand. Und der Zwang, den sie ausübte, ist um so natürlicher, als seiner das Kindesalter des Einzelnen wie der Völker bedarf.

Der Mensch des Mittelalters steht noch im Anfange der Entwickelung; ihm ist ohne Zwang nicht wohl. Solcher Zwang tritt in den Anschauungen und Sitten, in dem ganzen Leben, Wandel und Verkehr, überall hervor.

Der mittelalterliche Mensch fühlt sich nicht als Mensch im modernen Sinne, nicht als Individuum. Er erkannte sich, um Burckhardts Worte zu wiederholen, „nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen". Des echt modernen Menschen Streben ist, seiner Individualität im vollsten Umfange Geltung zu verschaffen, sich als Einzelnem im Kampfe ums Dasein die Stellung zu erringen, welche ihm nach seiner Überzeugung gebührt. Im Mittelalter ist der Einzelne nichts und will nichts sein. Durch die Menschen geht ein Zug zur Gemeinschaft, zur Genossenschaft. Hinlänglich erklären diese Erscheinung die unentwickelten Zustände des Mittelalters. Der Einzelne kann für sich nichts sein, weil er in diesem Fall verloren sein würde. Er wäre schutz- und rechtlos, aber er hätte auch keinen inneren Halt, weil er sich eben niemals als Individuum denkt. Ganz andere Geltung als heutzutage hat für den damaligen Menschen zunächst die Familie und die Verwandtschaft. Fester hält dieses Band die Glieder zusammen als heute, und der Gesamtwille, die äußeren Verhältnisse, die Überlieferung des Geschlechts beugen den Einzelwillen. Die Familie hält zusammen und schließt

sich nach außen hin ab. Wer heiratet, kann nicht immer seinem Willen folgen. Es sind Verhandlungen zwischen den beiden Familien notwendig, wie zwischen zwei politischen Mächten. Die Familie gewährt dem Einzelnen erst den Halt im Leben.

Seinen Lebensberuf wieder erfüllt der Einzelne nur als Mitglied einer Gesellschaft. Mit kurzen treffenden Sätzen hat Gustav Freytag diesen genossenschaftlichen Zug gezeichnet und ich kann nichts besseres thun, als einzelne dieser Sätze hier wiedergeben. „In keiner Zeit, seit das deutsche Volk die Erbschaft des Altertums übernommen hat, treten die Individuen so sehr zurück; es ist auch nicht mehr wie in der Urzeit gemeinsames Bedürfnis und gemeinsamer Inhalt der Seelen, der in praktischer und idealer Thätigkeit zu Tage kommt, die schöpferische Kraft ist in viele einzelne Kreise geteilt, deren Interessen oft feindlich gegen einander arbeiten; was schafft und groß macht, sind nicht die Einzelnen, nicht das ganze Volk, es sind die Vereine. In der Genossenschaft sucht der Einzelne Schutz, Herrschaft, Behagen und derben Genuß, so die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.“ „Jede politische Kraftentwickelung erscheint in Form eines Bündnisses, Ritterbünde, Städtebünde, die Hansa. Immer sind es in der Hauptsache Gleichberechtigte, die sich so zusammenschließen, die gesamte Nation besteht aus vielen solchen Kreisen, selbst die höchsten Häupter des Volkes, die Kurfürsten, üben ihr Recht in stolzer Genossenschaft. Jede solche Verbindung sucht sich sorglich nach Außen abzuschließen, sich nach Innen durch eine Organisation zu befestigen.“ „Von dem guten Zutrauen der Genossen hing das Selbstgefühl des Einzelnen ab, bei ihnen stand seine Ehre, Freude, Erwerb und Sicherheit; erst bei ihnen empfand er die Berechtigung seiner Existenz. Zwingend war daher der Drang nach Vereinigung. Jede neue Lage trieb schnell zu neuem Zusammenschluß mit Gleichen.“ „Auch in der Kunst des Mittelalters ist derselbe Grundzug. Zunächst in dem Leben der Künstler. Die großen Gebäude der würdigsten Genossenschaften, Kirchen und schmuckvolle Rathäuser, sind wenigstens seit der Herrschaft des germanischen Stils durch die engverbundenen

Gesellen der Bauhütten aufgerichtet. Glasmaler und Bildermaler sind Mitglieder von Handwerkerinnungen, sogar die Dichter, ritterliche Liedersänger und Meistersänger der Städte, spielen in solchen Vereinen." — Was hier Freytag vorzugsweise von dem deutschen Volke berichtet, gilt im großen und ganzen auch für die übrigen Völker: überall dieselbe Gebundenheit des Individuums.

Ohne weiteres ist klar, wie stark der Zwang sein mußte, dem der Einzelne eben durch diese Genossenschaften verfallen war. In seiner Arbeit stand beispielsweise der Handwerker bis in das Einzelnste unter den Gesetzen und Vorschriften seiner Zunft. Sogar wenn Reisende sich zu längerer Fahrt rüsteten, schufen sie sich selbst eine Ordnung und wählten sich eine Obrigkeit, welche den härtesten Zwang über sie ausüben durfte.

Uns mögen solche Erscheinungen fremdartig berühren; dem mittelalterlichen Menschen dünkten sie nicht wunderlich, denn er war wie ein Unmündiger. Zucht und Ordnung waren in allen Lebenslagen für ihn notwendig. So ist es echt mittelalterlich, wenn die Obrigkeit in das intimste Leben eingreift, durch Kleiderordnungen die Tracht, durch Hochzeitsordnungen den Aufwand bei Hochzeiten und dergleichen genau feststellte. Ebenso ordnete sich der Mensch der „gottgewollten" Trennung der Stände unter. Daß der Bürger nicht thun durfte, was dem Ritter ziemte, versteht sich völlig von selbst. Jeder Stand hatte seine verschiedene „Ehre" und seine verschiedene Ordnung. Darein fügte man sich ohne weiteres. Zu einem wirklich revolutionären Gedanken wäre das Mittelalter niemals fähig gewesen. Die Bereitwilligkeit, sich zu fügen, ist zu einem gewissen Teile übrigens auch aus der örtlichen Gebundenheit des mittelalterlichen Menschen zu erklären. Der Verkehr war ganz unvollkommen und durch die Verhältnisse völlig gefesselt. Von seinem Geburts- und Heimatsort konnte sich der Mensch nur in Ausnahmefällen losreißen. Die Umgebung, in der er aufgewachsen, bleibt sein Feld für das ganze Leben, und damit sind ihm auch Menschen und Verhältnisse als ewig feststehend gegeben.

Aber der Zwang und die „Zucht" des Mittelalters sind noch nicht erschöpft. Das ganze Leben der Menschen, ihre

Worte und Handlungen standen vielfach unter zwingenden Regeln. Aller Verkehr der Menschen unter einander hat seine Formen. Ohne dieselben ist er überhaupt nicht denkbar. Auf manchen Kulturstufen wird ihnen indeß eine allzu wichtige geheiligte Bedeutung beigelegt. So im Mittelalter. Zu keiner Zeit hat ein größerer Reichtum an Formen, Formeln und Ceremonieen bestanden. Es bewegt sich der Mensch, weß Standes er sei, sein ganzes Leben hindurch in wichtigeren Handlungen und Worten auf einem vorgeschriebenen Wege; es ist, als ob er durch diesen feststehenden Brauch gleichsam am Gängelbande gehalten werde. Man denke an die Rechtshandlungen des Mittelalters. Die Form der Rede wie die Form der Bewegung und Handlung stand unerschütterlich fest. Man denke an die Werbung um die Braut. Alles vollzog sich in traditioneller und ceremonieller Weise. Man denke weiter an die Regeln des Kampfes, an die Formen des Friedensschlusses. Man denke an die Formeln und Bräuche des Handwerkerlebens, die bis in das Kleinste festgestellt waren und unweigerlich von jedem Handwerker innegehalten werden mußten. Man denke an die Ceremonieen des täglichen Lebens, die mit Ernst und Bedacht immer und überall vollzogen wurden. Man denke an die Formeln im persönlichen Umgang und an so vieles andere. Die Briefe beispielsweise sind ebenso wie die Urkunden im Mittelalter nichts als ausgefüllte Schemata. Gerade der Brief zeigt auch, wie groß der Reichtum der überlieferten Formen ist. So ist der Gruß am Anfang des Briefes ganz verschieden je nach der Stellung des Briefschreibers. Anders grüßt der Höhere den Niederen, als dieser jenen; anders der Geistliche, anders der Laie, anders der Vater, anders der Sohn. Jedes Verhältnis findet in äußerlichen Formeln seinen Ausdruck, und der Gebrauch derselben schien zwingende Notwendigkeit.

All dieser Zwang und all diese Zucht haben nun unzweifelhaft ihr Gutes. Denn sie waren für den mittelalterlichen Menschen notwendig. Er war — und damit komme ich zu dem zweiten wesentlichen Hauptzug — ein kindlich-naiver Mensch, und er war ein barbarischer Mensch. Und dieses Moment erklärt das stark Widerspruchsvolle des Mittelalters. Der Zwang, der auf dem Denken und Fühlen lastete, ist bei der kindlichen

und unentwickelten Natur der damaligen Menschheit wohl verständlich. Aber ebenso verständlich ist es, daß jene starke und rohe Naturkraft auch der zwingendsten Einwirkung eine Grenze setzen mußte. Wo sich der Mensch fügte, fügte er sich nicht mit bewußter Resignation, sondern weil er innerlich unfrei war. Aber um so gewaltsamer wehrte er den Zwang ab, den er empfand. Die Macht der Kirche war zwar, wie wir gesehen haben, ungeheuer groß: aber sie rettete in vieler Beziehung doch nur den Schein der Macht. Den germanischen Völkerschaften war das Christentum als eine gänzlich fremde Welt erschienen. Es war diesen ungebändigten Naturmenschen aufgezwungen worden. Und wenn auch der neue Glaube bald in ihnen mächtig wurde, so sind doch die Reste des alten heidnischen Volkstums nie ganz geschwunden. Ich habe schon betont, daß selbst in dieser ihrer innersten Sphäre die Kirche — nur um die Macht zu bewahren — gar manches duldete oder es vielmehr mit einem kirchlichen Mäntelchen umgab.[1]) Aber trotz Verbrämung einerseits und Verfolgung andererseits blieben genug Reste alten Volksglaubens. Von dem eigentlichen Aberglauben ist hier noch nicht die Rede oder wenigstens nur von demjenigen, der seinen Ursprung in der heidnischen Volksreligion hat. An dieser, die im wesentlichen Naturreligion war, hing doch lange noch Herz und Gemüt, mochte die christliche Kirche das alles auch als Teufelsglauben verfolgen. Am meisten erhielt sich altes Volkstum unter den Bauern. Freytag führt z. B. an, daß bei der Vermählung alte Bräuche sich erhielten, und der Kirche Segen keineswegs immer eingeholt wurde. „Noch im fünfzehnten (Jahrhundert) war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer solchen Vermählung im Kreis der Genossen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichem Einspruch erfolgen müsse. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, ist die Ehe gewesen." In offenen Gegensatz zur Kirche tritt der alte Glaube freilich selten; er glimmt eher als „Unterreligion" weiter.

[1]) „Die gesamte christliche Kirche des Mittelalters, nicht wie sie nach dem Dogma war, sondern wie sie in Wirklichkeit waltete, ruhte auf einer Verbindung des Heidentums mit dem christlichen Dogma." Gustav Freytag.

Andere Züge der Barbarei treten schärfer hervor. Den irdischen Existenzbedingungen gegenüber konnte die Kirche ihr Prinzip der Weltentsagung und Weltverneinung schon an sich nicht aufrecht erhalten. Aber sie mußte erleben, daß die Überfülle der Volkskraft weltliche Lust und weltliche Frevel sogar bis zum Übermaß anschwellen ließ. Und wenn man hier schroffste Askese findet, so findet man dort rohestes Genußleben; hier ewige Keuschheit, dort wilde Unzucht; hier zwingende Zucht, dort verbrecherische Willkür.

„In der Menschheit ist ein wilder Zug“, heißt es im Parzival des Wolfram von Eschenbach. Dieser wilde Zug tritt uns im Mittelalter oft in grausiger Form entgegen. Gleich zu Anfang des Mittelalters stehen zwei weibliche Gestalten, lasterhaft und verbrecherisch im höchsten Grade, die Königinnen Brunhild und Fredegunde. Wer die politische Geschichte des Mittelalters durchgeht, watet durch Ströme von Blut. Man denke nur an die englische Königsgeschichte. Mord und Verbrechen, Verbrechen und Mord. Mit dem feurigen Heldentum, dessen Ideal der männliche Kampf ist, verbindet sich oft rücksichtslose Härte und widerwärtige Gefühlsroheit. Vielfach durch fremden Einfluß kam es dahin, daß Krieg und Kampf reich an raffinierten Greuelscenen wurden. Und an blutigen Kampf war der mittelalterliche Mensch gewöhnt. Allgemein war die Unsicherheit. Mehr als die großen Kriege schreckten die Menschen die zahllosen kleinen Fehden und Überfälle. Der Zug des Naturmenschen, sich selbst sein Recht zu suchen und auf eigene Faust den Gegner zu besiegen, brach immer wieder in leidenschaftlicher Weise durch, und blutige Gewaltthaten erfüllten das Land. Auch in den Straßen der Städte, die doch größere Sicherheit boten, waren die rumores und Überfälle überaus häufig. Oder der Feind brach unerwartet herein und trieb die Bürger zu den Waffen.

Weiter ist im Mittelalter der moralische Sinn wenig entwickelt. Es ist zwar unmöglich, genaueres über Zahl und Art der Verbrechen beizubringen: aber daß die Verbrechen überaus häufig waren, liegt schon in den unentwickelten Zuständen überhaupt begründet. Unter den Verbrechen überwogen bei Weitem

die gewaltthätigen, also Mord und Raub. Verbrecher waren aber nicht bloß die „verlorenen Leute", die Räuber und Mordgesellen; Verbrecher und nichts weiter waren auch die adeligen Wegelagerer, die Raubritter. Aber v. Buchwald[1]) hat recht, wenn er das Raubrittertum nicht als eine isolierte Erscheinung betrachtet und auch in allen übrigen Schichten der Gesellschaft einen ausgeprägten Hang zur Wildheit und zum Raube findet.

Aus dieser Wildheit einerseits und andererseits aus der Gewöhnung an Blutscenen erklärt sich auch die allgemeine Fühllosigkeit. Man muß damals sowohl im Erdulden, als im Erblicken und Erteilen von körperlichen Qualen hart, stumpf und unempfindlich gewesen sein. Es ist schon charakteristisch, mit welcher Grausamkeit oft Eltern ihre Kinder züchtigten, und wie furchtbar in den Schulen geprügelt wurde. Mit noch entsetzlicherer Deutlichkeit sprechen aber die verschiedenen Arten der rechtlichen und sonstigen Strafen. Schrecklich war schon die Lage der Gefangenen im Mittelalter, mochten sie schuldig oder unschuldig sein. Zu verhungern, zu erfrieren oder von Ratten angefressen zu werden, ist manchem Unglücklichen beschieden gewesen. Aber diese Qualen waren nicht direkt zugefügt, und man sah sie nicht. Das war aber bei vielen Strafen der Fall, oder vielmehr schon vor der Strafe beim Foltern. Eine rechtliche Folter kam allerdings erst gegen Ende des Mittelalters auf, und die schlimmste Zeit derselben ist sogar erst die spätere Zeit. Aber im frühen Mittelalter entspricht derselben ungefähr das Gottesurteil. Ein glühendes Eisen zu tragen, ist Folter genug. Die eigentlichen Strafen sind nun noch bezeichnender. Zunächst verfuhr man überhaupt mit dem Leben der Menschen, entsprechend den oben erwähnten Erscheinungen, sehr viel skrupelloser, als heute. Diebstahl, Betrug, Schmähungen, Falschmünzerei, Ketzerei: alle konnten den Tod zur Folge haben. Das Hauptbedürfnis jeden Ortes ist eine Richtstätte. Zahllos war die Menge der Hingerichteten. 1527 berechnete Laurentius Schmit in Lübeck, daß in dieser Stadt, seit sie „Recht und Urteil gehabt", 18489 Männer und Frauen hingerichtet seien. Und nun die

[1]) Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter.

raffinierte Grausamkeit der Strafen überhaupt! Augenausstechen, Ohrenabschneiden, Schnellen sind schon bezeichnend. Noch mehr die verschiedenen Hinrichtungsarten, namentlich das Verbrennen, das Rädern (eine raffiniert grausame Strafe), das Einmauern, das Lebendigbegrabenwerden, das Sieden im Kessel, das Verhungernlassen. Und am meisten charakteristisch ist bei alledem, daß die Peiniger keine Regung des Mitleids oder des Abscheus empfanden, daß vielmehr sie und die übrigen Zuschauer in solchen Qualen oft ein genußreiches Schauspiel erblickten.

Ein anderer wichtiger Zug im mittelalterlichen Menschen, der wesentlich auch der rohen durchbrechenden Naturkraft entstammt, ist die fabelhafte Unsittlichkeit und Unzucht im schroffsten Gegensatze zu jenen strengen kirchlichen Forderungen. Die bewußte und raffinierte Unsittlichkeit der Überkultur, wie sie das sinkende Rom zeigt, ist natürlich im Mittelalter nicht zu suchen; es ist vielmehr das zügellose Sichhingeben des Naturmenschen, der auch nichts zu verbergen sucht und das eine so rücksichtslos thut wie das andere. Allerdings artete die Sache ungeheuer aus und wurde zu einem schweren Übel. Einzelheiten zu geben, ist hier nicht der Ort und man darf auf die Darstellung in Kriegks „Deutschem Bürgertum im Mittelalter“ und andere verweisen.

Ein Zeichen des Kulturmenschen ist der Mangel an Aberglauben. Auch in dieser Beziehung stand der mittelalterliche Mensch auf dem Naturstandpunkt oder dem Standpunkt des Kindes. Und die natürliche Neigung vermehrte noch sein tiefes religiöses Glaubensleben. Denn wer kirchlich gläubig ist, neigt in der Regel zum Aberglauben. Im Mittelalter war der Aberglauben ein ganz allgemeiner und überall sehr stark hervortretender Zug. Diese Dinge, der Glaube an den Teufel, an Hexen und Zauberer, an die schwarze Kunst, an Geister und Gespenster, an Wunder und Schauer, die Prophezeiungen und so weiter sind zu bekannt, als daß sie längerer Erörterung bedürften. Zu erwähnen ist nur, daß die ersten Jahrhunderte der sogenannten „Neuzeit“ in dieser Beziehung das Mittelalter fast noch übertreffen, daß aber dadurch die Berechtigung, diese Erscheinung eine wesentlich mittelalterliche zu nennen, nicht aufge-

hoben wird. Denn die Anschauungen des Mittelalters sind noch lange die allgemein giltigen gewesen, und ganz haben auch wir uns noch nicht von ihnen losmachen können.

Auf niedriger Bildungsstufe ist, wie man noch heute überall beobachten kann, der Sinn des Menschen wenig auf ideale Dinge gerichtet: ein naiv-rohes Streben nach dem Materiellen, verbunden mit einem guten Teile Berechnung und List, scheint vielmehr das Gewöhnliche zu sein. So empfindet auch der mittelalterliche Mensch. Seine Genußsucht ist groß, mehr quantitativ als qualitativ angesehen. Und ebenso stark ist die Begierde nach Besitz, die Habgier. Die Phantasie des Mittelalters weilt mit Vorliebe bei dem verborgen liegenden und streng bewachten roten Golde, dem Schatz, dem Hort. Und wer nicht selbst versuchte, den Schatz zu heben, der dachte doch gern an die Möglichkeit des Besitzes. Ein berechnender Sinn ist überhaupt nicht selten. Die Heirat z. B. kann man getrost jeden poetischen Schimmers entkleiden. Noch im sechzehnten Jahrhundert und später tritt dieser Zug hervor. In der Regel ist die Heirat ein Geschäft, das möglichst beide Teile — daher oft die langwierigen Verhandlungen — zufrieden stellen sollte.

So heiß manchmal die Leidenschaft in den jugendlichkräftigen Gemütern der mittelalterlichen Menschen emporlobert, so kalt und gemütsarm erscheint uns oft das Gebahren derselben Menschen. Es waren eben immer Kinder und Barbaren.

Als solche zeigen sie aber auch schönere Seiten, als die eben berührten. Auf vieles darf der Kulturmensch stolz sein: aber er muß bedauern, daß ihm ein Gut unwiederbringlich verloren ist: das ist die Naivetät und die Unmittelbarkeit des Empfindens. Der mittelalterliche Mensch steht der Natur näher, er fühlt frischer und natürlicher. Das moderne Naturgefühl, dieses geistige und sinnliche Empfangen aus den Schönheiten der Natur, darf man bei dem mittelalterlichen Menschen nicht suchen. Selbst den Minnesängern mangelt ein individuelles Naturgefühl gänzlich. Sie setzen zwar die Natur schon in Beziehung zu ihren Gefühlen, aber im übrigen zeigt sich bei ihnen „ein völlig naiver Genuß der äußeren Welt.“ Der Durch-

schnittsmensch stand aber den Eindrücken der Natur, den Wundern und Schrecken gegenüber wie ein Kind. Oder vielmehr: Er war selbst ein Stück Natur und lebte in und mit ihr ohne starke Reflexion.

Als Naturmenschen zeigen sich die Menschen daher auch, abgesehen von jenen oben erwähnten zwingenden Einflüssen, welche das Gefühlsleben in verkehrte Bahnen leiteten, in ihrem ganzen Denken und Fühlen und in den Äußerungen dieser Gedanken und Gefühle. Jedem, der sich mit dem Mittelalter eingehender beschäftigt, werden Beispiele für diese Naivetät überall entgegentreten; uns berührt dieselbe köstlich und erfrischend.

Es versteht sich von selbst, daß diese Natürlichkeit oft wenig mit den Anschauungen des Kulturmenschen harmoniert. Ihre rücksichtslose Äußerung bedingt oft die Derbheit. Aber die Derbheit hat nichts gemein mit der künstlichen Gemeinheit, in welche sich nur zu oft der Kulturmensch verliert. So sehr diese abstößt, so wenig beleidigt jene. Man war nicht zart, aber man war harmlos. So versteht man z. B. Derbheiten, wie die eines begabten Fürsten, des Albrecht Achilles, in dessen Briefwechsel mit seiner Gemahlin die Anspielung auf einen gewissen sehr feisten Körperteil derselben als stehender Witz wiederkehrt.

Naivetät ist gewöhnlich mit frischem Humor verbunden. Unter Humor kann ich naturgemäß hier nur die volksmäßige naive Laune, nicht den modernen sentimental-bizarren Humor verstehen. Eine größere Sorglosigkeit und ungebundenere Lebenslust ist für jene Menschen, welche noch nicht so mit dem Verstande arbeiteten wie wir und das Leben weniger ernst nahmen, schon an sich natürlich. Diese Lebenslust zeigt sich in der übergroßen und allgemeinen Festesfreude des Mittelalters, in den vielen öffentlichen Lustbarkeiten, namentlich zur Faschingszeit. Heitere Laune aber und der Drang nach Scherz und Lustigkeit tritt nicht weniger hervor. Da ist ein dem Mittelalter unentbehrliches Institut, das jenen Drang lebendig verkörpert, das Narrentum. Da sind die drastischen Possen, die man zu gewissen Zeiten trieb. Die Sucht, alles in einem humoristischen Lichte erscheinen zu lassen, zeigt sich weiter in den Namen (besonders Scherz- und Spitznamen), in Spruch und Lied, im Recht, in

der Kunst, überall. Diese Seite des Mittelalters wird gar zu oft übersehen und verdient darum um so schärfer hervorgehoben zu werden.

Ich habe bisher vorwiegend den inneren Zustand des damaligen Menschen, wie er sich aus der Unkultur oder der Halbkultur des Mittelalters ergiebt, zu zeichnen versucht. Es ist aber klar, daß der äußere Zustand derselben dieses Gepräge einer geringen Kultur noch viel deutlicher zeigen muß. In dieser Beziehung leidet und entbehrt der mittelalterliche Mensch ungeheuer viel. Und gerade hier ist es dem modernen Menschen schwer, sich in das Leben jener Menschen zurückzuversetzen.

Dieses Leben hatte überhaupt zunächst nicht den Wert, den wir demselben beilegen. Die unsicheren Zustände, Kampf und Raub mußten veranlassen, daß man ein Menschenleben im Grunde recht gering achtete. Und die allgemeine Unsicherheit gewöhnte auch die Menschen daran, ein unnatürliches Ende ihres Lebens nicht als außerordentlich zu betrachten. Aber wenn so äußere Gewalt vielen Menschen den Tod brachte, so war eine starke Lebensunsicherheit auch noch durch ein anderes Moment bedingt. Das ist der gänzliche Mangel an Erkenntnis dessen, was dem Leben und der Gesundheit förderlich ist. Die unendlich häufigen „Sterben", jene epidemischen Seuchen, die Tausende und Abertausende von Menschen dahinraffen, wären in unserer Zeit unmöglich. Das Mittelalter nahm sie als etwas Unabwendbares an und zahlte in seiner Denkunfähigkeit und Unwirtschaftlichkeit in jedem Jahre dieselben ungeheuren Opfer. Die engen und schmutzigen Wohnungsverhältnisse, die Dünste, welche die überall vorhandenen Gräben ausströmten, die Kirchhöfe innerhalb der Stadt und so viele andere Dinge sind die Ursache dieser Seuchen. Aber das Mittelalter raffte sich nicht zu einer Durchführung von Besserungen auf. Denn ihm fehlte sowohl die intellektuelle Bildung, um die Ursachen zu erkennen, als die wirtschaftliche Thatkraft, aus dem Übel herauszukommen.

Diese beiden Momente sind es denn auch, welche das ganze Leben der Menschen so unschön, so dürftig, so unwirtschaftlich gestalteten. Eine „Industrie" ist im Mittelalter unmöglich.

Die Lebensführung und die ganzen Lebensverhältnisse sind das ganze Mittelalter hindurch von einer unglaublichen Einfachheit. Denn über das absolut Notwendige kam man nicht hinaus und wollte man nicht hinauskommen. Der Luxus des Mittelalters ist ein durchaus roher. Er bezieht sich mehr auf die Quantität als auf die Qualität und tritt da freilich oft grell hervor. Vor allem fehlte dem Mittelalter auch ein feinerer Schönheitssinn. Durch Pracht und Aufwand wird der Mangel desselben verdeckt. Mit einem Worte, das mittelalterliche Leben dünkt dem Modernen unbehaglich und unerfreulich.

Am Schlusse dieser Darstellung ist die Frage natürlich, wie kam der Wandel in die mittelalterliche Menschheit, wann entstand der moderne Mensch? Zunächst ist klar, daß ein solcher Wandel kein plötzlicher sein, sondern sich nur allmählich vollziehen konnte. Und ebenso klar ist, was das charakteristische Moment dieses Wandels sein mußte. Es ist die Befreiung. Zunächst und vor allem die Befreiung von der mittelalterlichen Kirche.

Es sind verschiedene Ursachen, welche diese Befreiung vorbereitet und angebahnt haben, indem sie zugleich die Menschheit einer höheren Kultur zuführten. Schon die Kreuzzüge, die doch den Höhepunkt kirchlichen Einflusses bezeichnen, gaben den ersten Anstoß zur Umkehr. Denn sie erweiterten den Horizont und brachten eine höhere geistige und materielle Kultur. Vor allem aber ist wichtig das Erstarken der Städte. Die Städte, welche sich im fünfzehnten Jahrhundert zu hoher Blüte entwickelten, schufen die Anfänge eines großartigen wirtschaftlichen Lebens. Denn ihr Element waren einmal die Gewerbe und dann namentlich der Handel, zu dessen Ausbreitung eben die Kreuzzüge die wesentliche Veranlassung gegeben hatten. Erst in den Städten, deren tüchtige Organisation dem Bürger zugleich eine größere Selbständigkeit überhaupt gab, entwickelte sich auch eine allgemeinere und größere intellektuelle Bildung. Beides für die Kirche gefährliche Momente. Endlich ist von nicht geringer Tragweite die Wiederbelebung der Antike und die dadurch angebahnte Endeckung des Individuums, des Menschen überhaupt.

Zu allem diesem kam ein negatives Moment, das war die

Beschaffenheit der Kirche selbst. Die Kirche konnte ihre Macht schon aus dem Grunde nicht behaupten, weil sie in einem unaufhaltsamen Prozesse der Selbstzersetzung begriffen war. Sie die Weltverneinende, ging an ihrer Verweltlichung zu Grunde. Ihr Reichtum und ihre Macht waren ihr Fluch. Denn darin lag der Grund zu der maßlosen sittlichen Verkommenheit ihrer Glieder. Diese Verkommenheit war so groß, daß ein Prediger auf dem Kostnitzer Konzil sagen konnte: „So schlecht sind unsere Geistlichen geworden, daß schon fast die ganze Geistlichkeit dem Teufel verfallen ist.“

Alles mußte zusammenwirken, um den Bann der mittelalterlichen Kirche zu brechen. Die erste Erscheinung, welche dem Zweifel und der zwingenden Kritik voranging, ist der Haß gegen die Glieder der Kirche, die Geistlichkeit. Gegen keinen Gegenstand richtet sich die starke Spottsucht des Mittelalters allgemeiner und rücksichtsloser, als gegen die Pfaffen. An diesem ersten Schritt war die Geistlichkeit selbst schuld. Unabweislich mußte aber der zweite Schritt folgen, die Kritik an dem ganzen System, an der Kirche selbst.

Und in dieser Beziehung erscheint die Reformation lediglich als eine Konsequenz, die früher oder später gezogen werden mußte. Man darf die Reformation als den Anfang der neuen Zeit bezeichnen, aber nur in einem Sinne. Der welthistorische Gesichtspunkt, unter dem man sie betrachten muß, ist nicht die Reformation an sich, die Besserung der Kirche, sondern die Verweisung derselben auf ihr eigenstes Gebiet. Damit ist die Befreiung der Menschheit gegeben.

Diese Lösung aus den morsch gewordenen Banden mußte zusammentreffen mit dem großen geistigen Aufschwung, den die Menschheit nahm. Die großen Entdeckungen, welche die Gestaltung des Weltalls erkennen ließen, die geographischen Entdeckungen, welche neue, unbekannte Gebiete erschlossen, warfen die ganze Weltanschauung des Mittelalters zu Boden und leiteten in Wahrheit eine neue Zeit ein.

Was man vor Zeiten gern las.

Eine Studie zur Geschmacks- und Bildungsgeschichte unseres Volkes.

Nicht alle Bücher, die gedruckt werden, werden auch gelesen, und ganz gering ist erst die Zahl derjenigen, die nicht nur gelesen, sondern auch gern, häufig und allgemein gelesen werden. Solche Modebücher hat es zu allen Zeiten gegeben, soweit man wenigstens in diesen überhaupt von litterarischer Produktion reden kann. Sie stellen aber keineswegs immer die höchsten Schätze dieser Produktion dar, sie können uns niemals den wahren Wert und Gehalt einer Litteraturperiode veranschaulichen. Wohl aber können sie uns über den Geschmack und die vorherrschende Geistesrichtung einer bestimmten Generation hinreichend Aufschluß geben. Und es ist lehrreich und interessant, an dem geistigen Unterhaltungsbedürfnis vergangener Zeiten derartige Studien zu machen.

Das allgemeine und große Lesebedürfnis unserer Zeiten freilich ist der Vergangenheit, vor allem dem Mittelalter durchaus fremd, dem Mittelalter, in dem alle geistige Bildung einzig und allein von Geistlichen gepflegt wurde, die große Masse der vornehmen wie der niederen Laien aber nicht lesen und schreiben konnte und oft mißtrauisch auf die krausen Zeichen sehen mochte. Und doch fehlt auch in jenen Zeiten nicht das Bedürfnis geistiger Unterhaltung. Das lebendige Wort galt damals mehr als heute. Formelhaft und feierlich klingt die Rede, und leicht haftet sie im Gedächtnis. Heute liest der Deutsche unendlich viel, aber das Gelesene verweht meistens wie Spreu,

und die Augen werden noch dazu verdorben. Damals vernahm man wenig, aber der Sang, die Sage, die Rechtsformel, die man hörte, vergaß man nicht. Das niedere Volk hört noch heute lieber, als daß es liest; und im Orient und im Süden Europas haben die Erzähler noch immer ihr großes und aufmerksames Publikum. So war es auch einst vor Zeiten bei unseren Vorfahren. Nicht unrichtig ist ein Bild in Tegners Frithjofsage:

„Oft wann der Mond durchflog das Gewölk, viel Wunder von fremden
Ländern erzählte der Greis, und viel von Wikingerfahrten
Fern auf östlichem Meer, auf der westlichen Flut und auf Sandwik.
Still dann hingen sie all' an des Redenden Lippe gefesselt,
Wie an der Rose die Biene; der Skald nur dachte an Brage,
Wie mit dem silbernen Bart er da sitzt und beruneter Zunge
Unter der laubigen Buch' und erzählet Sagen von Mimers
Stets hinrieselnder Flut, er selbst stets lebende Sage."

In der That war solche Erzählung zu hören altgermanische Lust. Und die Lust erhöhte sich durch die Hilfe des Gesanges. Im Beowulf singen die Mannen der Reihe nach in der Methalle ihr Lied zur Harfe. Solcher Sang war Gemeingut des Volkes, aber außerdem standen besondere Sänger im Dienste der Fürsten oder fuhren an den Höfen umher, die Mannen mit ihrem unerschöpflichen Liederschatz zu erfreuen und ihnen von Göttern und Helden zu singen.

Die Nachkommen jener germanischen Sänger sind die Spielleute des Mittelalters, die nicht minder der Unterhaltung dienten, aber als fahrende Leute doch wenig Achtung genossen. Erst im Zeitalter der Kreuzzüge hob sich wieder ihre Bedeutung. Der Spielmann war nicht mehr der Possenreißer des neunten Jahrhunderts, er wurde vornehmer. Er wanderte an den Ritterhöfen und den Höfen der geistlichen Fürsten umher; seine Stoffe entnimmt er wieder der germanischen Heldensage. Von den Nibelungen, von Gudrun und König Rother wird gesungen, allmählich aber macht sich der starke französische Einfluß geltend, und neue Stoffe finden ihren Weg unter die deutschen Hörer. Aber man hörte vor allem auch Lieder gern und weiter jene „Sprüche", die, aus den öffentlichen Ereignissen ihren Stoff greifend, die Hörer rasch entzündeten. Walther von der Vogel-

weide ist darin der Meister geworden. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe und die Begierde der Hörer veranschaulichen einige Verse aus dem Marner: „Sing' ich den Leuten meine Lieder", heißt es da, „so will der erste das, wie Dietrich von Bern schied, der andere, wo König Rother saß, der dritte will der Reußen Kampf, so will der vierte Ekharts Not, der fünfte, wen Kriemhild verriet; dem sechsten gefiele eher zu hören, wohin der Wilzen Volk gekommen sei, der siebente wünschte etwa Heimes oder Herrn Wittichs Kampf, Sigfrieds oder Herrn Egges Tod; so will der achte nichts als hübschen Minnesang; dem neunten wird bei alledem die Zeit lang; der zehnte weiß überhaupt nicht, was er will: „nû sust nû so, nû dan nû dar, nû hin nû her, nû dort, nû hie."

Solche Vielheit der Wünsche ist zum Mindesten für das große Bedürfnis, in solcher Weise unterhalten zu sein, charakteristisch.

Man sieht aber ferner, wie nicht nur die alten Sagen und Lieder, sondern auch die Werke der zeitgenössischen Dichter lediglich auf dem Wege mündlicher Verbreitung ihr Publikum fanden. Hört man in jener Zeit von „lesen", so muß man zunächst an das Vorlesen denken. Auch dieses Vorlesen war eine Aufgabe der Spielleute; und wer sonst die Kunst des Lesens verstand, konnte, wenn er sie in dieser Weise anwandte, immer auf willige Zuhörer rechnen. Solche Vorlesung begann zur üblichen Unterhaltung zu gehören. In Werner des Gärtners „Meier Helmbrecht" wird einmal geschildert, wie man sich damals vergnügte. Da wird gesungen, getanzt, endlich aber heißt es:

„als des danne nie mê was,
so gie dar einer unde las
von einem der hiez Ernest!"

Zum Schluß wird also das beliebte Gedicht vom Herzog Ernst vorgelesen.

Die Unkunde des Lesens dauerte in den größten Kreisen des Volkes fast das ganze Mittelalter hindurch fort. „Singen und Sagen", das blieb das Hauptmittel der Verbreitung; wo man heute sagen würde: „Ich habe es gelesen", da hieß es damals: „Ich hörte das sagen". Den Deutschen dünkte, wie

Konrad des Zweiten gelehrter Kaplan Wipo klagte, alle Bildung nutzlos. Ein Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, sagt von sich selber:

„Swaz an den buochen stêt geschriben,
des bin ich künstelôs beliben."

Und in Thomasins von Zirklaria „welschem Gast" heißt es:

„Bî den alten zîten was
daz ein ieglîch kint las
dô wâren gar die edeln kint
gelêrt: des si nu niht en sint!

Aber ganz allgemein gilt diese Erscheinung doch nicht. Abgesehen von den Hauptträgern der Bildung, den Geistlichen, waren auch manche, namentlich fürstliche Laien für sie empfänglich. Und der Laie, der die Klosterschule besucht hatte, mochte wenigstens nicht immer die mühsam erlernten Künste des Lesens und Schreibens rasch zu vergessen bestrebt sein. Insofern läßt sich auch schon von einer bevorzugten Lektüre im Mittelalter sprechen.

Das Grundprinzip der mittelalterlichen Weltanschauung war die Weltentsagung. Den Äußerungen der Weltlust sollte vor allem der Geistliche feindlich gesinnt sein, daher auch der weltlichen Litteratur. Ein so geistlich gesinnter Mann, wie der Kaiser Ludwig der Fromme, wollte, wie sein Biograph erzählt, die alten Volksgesänge, für die sein Vater doch Interesse gehabt hatte, weder hören noch lesen. Hauptsächlich galt der Kirche aber die antike Litteratur als ein zu bekämpfendes Übel. Sie zog, wo sie konnte, gegen sie zu Felde und wollte sie höchstens dulden, Sprachkenntnis und Formgefühl daran zu schulen. So blieb denn die Lektüre der Geistlichen vor allem auf die Werke geistlichen Inhalts gerichtet. Aber die lateinischen Autoren, an denen der Klosterschüler die lateinische Sprache erlernte, oder die der Mönch in der Zelle las, wirkten doch auch weiter als durch ihre Form. Man warnt zwar vor ihnen, aber die natürliche Freude an dem verbotenen Inhalt ließ sich doch nicht ganz zurückdrängen. So mochte mancher Geistliche sich mit Genuß der Lektüre der alten Heiden hingeben, mochte er auch später darüber Gewissensbisse empfinden. Viel gelesen wurden so Lukan, Horaz, Ovid, Plautus, Persius, Juvenal, Statius;

die Lektüre des Terenz veranlaßte die Nonne Hrosvitha zu Gandersheim, lateinische Dramen zu verfassen, freilich sehr frommen Inhalts. Am angesehensten aber und am meisten gelesen war das ganze Mittelalter hindurch Virgilius. Die Schönheit seiner Äneis galt als vollendet; um seine Person bildete sich sogar ein Sagenkreis, und der „Zauberer Virgilius" spielte im Mittelalter eine große Rolle. Oft eiferte man gegen diese Lektüre, aber ebenso oft wurde sie begeistert empfohlen. Freilich veranlaßt solche Lieblingslektüre, wie gesagt, in der Regel Gewissensbisse.

Die Lektüre der Laien, welche lesen konnten, richtete sich naturgemäß nach derjenigen der Geistlichen. Die Zahl dieser Laien war freilich nicht allzu groß. Es wird schon als etwas besonderes angesehen, wenn solche Kenntnis von Kaisern, wie von Heinrich II. und Heinrich IV. berichtet wird. Das Lesen war auch für diese Bevorzugten immer noch eine Arbeit. Man liest nicht rasch, wie wir, sondern langsam und in der Regel laut. „Sie liest dich mit ihrem roten Mund," heißt es sehr charakteristisch in einem Liebesbrief des vierzehnten Jahrhunderts. Im späteren Mittelalter nimmt die Zahl der lesenden Laien immer zu. Heinrich von Freiberg spricht in seinem Tristan von dem „leser dises buochs"; Wolfram von Eschenbach denkt an Leserinnen (swelch sinnic wîp . . . diz maere geschriben siht) und ebenso Ulrich von Lichtenstein (Der leich vil guot ze singen was: manc schoeniu frowe in gerne las). Die beiden letzten Äußerungen gehen auf Frauenlektüre, und in der That waren in solcher Bildung die Frauen damals den Männern überlegen. Das Lieblingsbuch der Frauen war der Psalter, den übrigens auch Männer, wie Heinrich IV., namentlich lesen. „Saltere unde alle büke, die tô godes dêneste hôret, die vrowen pleget tô lesene," werden im Sachsenspiegel zur Gerade (Aussteuer) der Frau gerechnet.

Neben solchen Erbauungsbüchern lesen die Frauen aber auch weltliche Bücher. Weinhold[1]) nennt die Gräfin von Cleve, der Heinrich von Veldeke die Handschrift seiner Eneit lieh, und meint, daß auch sonst viele Handschriften beliebter Dichtungen

[1]) Die deutschen Frauen im Mittelalter Bd. I, S. 130. Bei Weinhold und Eicken a. a. O. sind auch mehrere der oben erwähnten Stellen angeführt.

im Besitze reicher Frauen gewesen sind, und oft mochte daraus vorgelesen werden. Sehr bekannt ist auch jene Herzogin von Schwaben, Hadwig, die mit dem Mönch Ekkehart zusammen den Virgil las. — In der Bibliothek einer adligen Dame im 15. Jahrhundert finden sich neben Erbauungsbüchern und nützlichen Werken der welsche Gast, Wilhelm von Orense, Titurel, Parcival (2 Exemplare), Wigalois, Erec, Eneit u. s. w.[1])

Von einem allgemeinen Lesebedürfnis läßt sich aber doch im Mittelalter nicht reden: erst mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts macht sich ein solches bemerkbar. Zwei Momente sind da wesentlich, einmal die seit dem 14. Jahrhundert immer wachsende Schulbildung, die mit dem kräftigen Aufschwung des Bürgertums Hand in Hand ging,[2]) sodann die Erfindung der Buchdruckerkunst, die überhaupt erst eine allgemeine Verbreitung des Lesestoffes ermöglichte. Es kam auch die Zeit des Humanismus, in der die antike Bildung, neu verjüngt, das Denken der Völker wirksam zu beeinflussen begann. Wer diesen Humanistenkreisen angehörte, mochte mit Vorliebe seine Lektüre aus den Schätzen der antiken Litteratur schöpfen, wie denn auch reiche Anhänger der neuen Bildung in Nürnberg und Augsburg und in anderen Städten nach italienischem Beispiel Privatbibliotheken anzulegen begannen. Aber für die gesamte Nation war diese Richtung doch nicht maßgebend.

Wenn man die Bücherproduktion in der ersten Zeit nach der Erfindung der Druckerkunst mustert, findet man zwar eine Reihe Klassiker: aber weitaus am meisten wurden Bibeln und kirchen-theologische Schriften, daneben Gebet- und Erbauungsbücher für das Volk gedruckt. Auf diese Bücher war bei dem im Grunde doch durchaus fromm-kirchlichen Geiste jener Zeit zunächst das allgemeine Bedürfnis gerichtet. Aber daß naturgemäß die Unterhaltungslektüre nicht vernachlässigt wurde, zeigen die zahlreichen Volksbücher, Liedersammlungen und Schwänke, die damals allgemein verbreitet

[1]) A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert S. 515.

[2]) „Gegen Ende des XV. Jahrhunderts waren wohl einzig die Bauern und auch diese nicht sämtlich des Lesens unkundig.“ A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. S. 515.

waren. Am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts wurde im deutschen Volke schon recht viel gelesen. Aus den Niederlanden konnte damals Johann Busch berichten:[1] „Die Vornehmen des Landes, das gemeine Volk, Männer und Frauen haben hier in unserer ganzen Gegend viele deutsche Bücher, worin sie lesen und studieren."

Zur Unterhaltung las man namentlich gern die Volksbücher, in denen ja größtenteils dieselben Stoffe verarbeitet waren, deren Vortrag schon im früheren Mittelalter die Hörer erfreute. Die asketischen Bücher eiferten sehr dagegen.[2] In dem „Seelenführer" heißt es: „Alles Volk wil in yetziger Zit lesen und schriben, und es ist lobelich und geraten, wan es gute Bucher sint, aber nit lobelich, wan es sint böse, dy dich anreitzen zur Wollustigkeit und Unzucht. So sint vile Maerebucher, dy solt du nit lesen." Und der „Seelentrost", ein geistliches Volksbuch, sagt: „Vyl Lude sint, die lesen werntliche Bücher und horen den zu (also man las auch noch vor) und verliesen all yr Arbeit, wan sie finden nit darin der Seelen Trost. Etliche Lude lesent Bücher von Tristant, von Dietrich von Bern und den alten Recken, die der Werlde (Welt) dienten und nit Got." Sehr beliebte Volksbücher dieser Art sind die Historie vom Herzog Ernst, die Geschichte von der Meersee Melusine, von Tristan und Isolde, von Griselbis, von den sieben weisen Meistern und dem Wunschhütlein des Fortunatus.

Außerordentlich gern las man in dieser so sehr auf Scherz und Spott gerichteten Zeit sodann die komische Litteratur, die Fastnachtsscherze und die Schwänke. Der „Eulenspiegel" war weitaus das beliebteste dieser Bücher.

Was aber in dieser Zeit bald am meisten gelesen wurde, das waren jene zahllosen fliegenden Blätter und die „Neuen Zeitungen", die seit ungefähr 1500 überall hin verbreitet wurden. Einerseits befriedigten auch diese das Unterhaltungsbedürfnis, dann aber auch vor allem die Lust, Neuigkeiten zu erfahren. In jener verkehrsarmen Zeit, in der auch

---

[1]) Angeführt bei Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes Bd. I, S. 19.
[2]) Ebenda, S. 256 f.

die Briefe die heutigen Zeitungen teilweise ersetzen mußten, war solche Fluglitteratur sehr wichtig und jedermann äußerst willkommen. Die fliegenden Blätter zunächst waren meist mit einem Holzschnitt bedruckt, unter dem ein erklärender Text stand, der von einer großen Schlacht, von einem furchtbaren Kometen, von einer wunderbaren Mißgeburt handelte. Die Holzschnitte waren vorwiegend für die, welche nicht lesen konnten, berechnet. Das war z. B. auch das Prinzip der Bilderkatechismen. Man hat auch die außerordentlich große und zündende Verbreitung von Sebastian Brants „Narrenschiff" darauf zurückführen wollen, daß schon vorher in Deutschland vielfach fliegende Blätter herumliefen, die eine Reihe von Narren, deren jeder ein Band mit einem Spruch in der Hand hatte, darstellten. In ähnlicher Weise sei Brants Buch für die Ungebildeten bestimmt, für die Gebildeteren aber ein ausführlicherer Text hinzugefügt. — Mit Holzschnitten waren auch oft die „Neuen Zeitungen" geziert, die, umfangreicher als die fliegenden Blätter, von allen neuen Ereignissen aus der Nähe und Ferne und zwar hauptsächlich von solchen politischer Natur berichteten.

So stellt sich um 1500 das Bild der Volkslektüre dar. Zu betonen ist noch einmal, daß die kirchlichen Bücher und Büchlein, die Katechismen und Erbauungsbücher am meisten verbreitet waren, und zwar keineswegs nur aus Zwang. Freilich war in diese Erbauungsbücher viel Unterhaltendes, Erzählungen und wunderbare Geschichten eingefügt.

Wie sehr aber doch für alle Welt Kirche und Kirchenglaube, vor allen Dingen auch die große Frage der Zeit, die Kirchenreformation, im Mittelpunkt des Interesses stand, das zeigt das allgemeine Verhalten beim ersten Auftreten Luthers. „Die Buchdrucker bekommen zu thun", schrieb damals Hutten, „es werden Streitsätze und Corollarien, Schlüsse und, was manchem übel bekommen ist, Artikel verkauft." Man kann sich in der That heute nur eine sehr unvollkommene Vorstellung davon machen, wie begierig und wie allgemein damals alles, was auf Luther und die Reformation Bezug hatte, gelesen wurde. Die Buchführer verbreiteten die Flugschriften und Flugblätter in Stadt und Land. Sehr anschaulich ist das Bild, welches Gustav Freytag

davon im „Markus König“ zeichnet. Und auch weiterhin im 16. Jahrhundert blieb die theologische Streitschriften-Litteratur zunächst sehr beliebt, bis allmählich das Interesse erlahmte.

Auch die Flugschriften politischen Inhalts, die oft die Form von Gesprächen erhielten, und die „Neuen Zeitungen“ nährten im sechzehnten Jahrhundert vorzugsweise das allgemeine Lesebedürfnis. Um zu erkennen, was sonst damals gern gelesen wurde, dazu können uns unter anderem namentlich buchhändlerische Urkunden, Meßkataloge, Inventare u. s. w. helfen. Sehr interessant ist z. B. ein Meßmemorial, das der Frankfurter Buchhändler Michael Harder auf der Fastenmesse 1569 geführt hat.[1]) Bezeichnend ist zunächst, daß dieser Buchhändler auf der Messe 5918 Bücher meist volkstümlichen Inhalts absetzen konnte. Als vorzugsweise gelesene Bücher stellten sich einmal die Ritterromane dar, von denen der Ritter Pontus in 147, der Ritter Galmy aus Schottland in 144 und der weiße Ritter in 64 Exemplaren verkauft wurden, ferner andere Volksbücher, von denen die sieben weisen Meister in 233, der Fortunatus in 196, die schöne Magelone in 176, die Meerfee Melusine in 158 Exemplaren fortgingen, endlich die Schwänke und Erzählungen, namentlich des Barfüßermönchs Johann Pauli Schimpf und Ernst (202 Exemplare) und Kirchhoffs Wendunmuth, die Schildbürger und Till Eulenspiegel. Sehr gut gingen auch Sebastian Brants Narrenschiff und der Grobianus. Die theologische Erbauungsliteratur fehlt natürlich nicht. Von den vorzugsweise praktischen Büchern, den vielgekauften Arzneibüchern, Rethoriken und Formularen sehe ich hier ab, da sie nicht Gegenstände wirklicher Lektüre waren. Dagegen wurden äußerst gern gelesen die Planetenbücher, die Bauernpraktiken oder Wetterbüchlein und die Prophezeiungen.[2]) „Das kleyn Planeten-Büchlin. Eins jeden Mensch Art, Natur vnd

[1]) Herausg. von Kelchner und Wülcker. Frankfurt 1873. Vgl. auch Calinich, Aus dem sechzehnten Jahrhundert S. 201 ff.

[2]) Diese Büchlein waren, wie die Neuen Zeitungen, vorzugsweise Jahrmarktslitteratur. Ein in Köln befindlicher Kupferstich stellt neben anderen Kölner Straßenausrufern auch einen Praktikenverkäufer dar, der eine Tafel hält mit der Aufschrift: „Al manch pracktick und Zeitung new sindt war und ofrecht bei mein trew.“

Complexion, nach dem er under einem Planeten geboren ist, zu erkennen", wurde z. B. in 150 Exemplaren abgesetzt. Sehr gesucht sind endlich die Teufelbücher, die sich gegen die Laster und Gebrechen der Zeit richteten. Saufteufel wurden in 69, Hofteufel in 67, Eheteufel in 64, Fluchteufel in 56 Exemplaren verkauft.

Das Bild, das sich aus diesem Meßmemorial ergiebt, mag noch durch andere buchhändlerische Urkunden ergänzt werden. In dem Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels (Bd. XI) sind verschiedene Buchhändlerinventare angeführt, die erkennen lassen, was man vorzugsweise auf Lager haben mußte. Ein Buchhändler, Peter Schürer, hat namentlich Komödien (vorwiegend biblische), weniger Volksbücher, doch sechzehn Bileams Esel, 22 Eulenspiegel, weiter Sprichwörtersammlungen, dann das Heldenbuch in 3, Reineke Fuchs in 9, das Narrenschiff in 16, Johann Paulis Schimpf und Ernst in 5 Exemplaren und 60 Hofteufel!

Ein anderer, Wolf Günther, hat viel Lieder (Gassenhauer, Oberländische Liedlein, Große Liedlein, Teutsche Liedlein), ferner Volksbücher bis zu 20 Exemplaren: Hürnin Seifried, Hugschapler, Kaiser Oktavian, Melusine, Magelone, Ritter Pontus, Schildbürger, Eulenspiegel, Pfaff von Calenberg, Fortunatus u. s. w.; ferner Dedekinds Grobianus, Wickrams Goldfaden und Rollwagenbüchlein, Reineke Fuchs; endlich Planeten- und Traumbücher.

Fingerzeige geben auch die Bücherverzeichnisse aus dem Nachlasse von Privatpersonen. Zwar findet sich bei Leipziger reichen Bürgern noch im zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts fast nur die fromme Erbauungslitteratur[1]) — fast in jedem protestantischen Hause war damals, um das hier zu erwähnen, z. B. Luther's Bet- und Lesebüchlein vorhanden —: aber das wird man doch nicht als allgemeinen Beweis gelten lassen können. Auch kann von der vielgelesenen Flugschriftenlitteratur im Nachlaß nicht mehr viel übrig sein. Und diese Flugschriften, die Neuen Zeitungen und ebenso die Wunder- und Schauerlitteratur wurden doch sehr begierig gelesen. Oft beschweren sich die

[1]) Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. XI, S. 205.

Buchhändler, daß dieselben von Buchdruckern und „losen Buben“ massenhaft verkauft würden.[1]) Dieser Haß gegen die Konkurrenz zeigt, wie groß die Nachfrage war. In Janssens deutscher Geschichte[2]) findet man die ungeheure Verbreitung der „erschröcklichen Schriften von Mißgeburten, Kometen, Verbrechen und Moritbaten“ ausführlich geschildert. Und Gustav Freytag[3]) sagt von der Lektüre der Landbewohner: „Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebenstreit, eine Beschreibung der Augsburger Totenfeier Kaiser Karl V., oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark.“ Solche Lieblingslektüre konnte so wenig aufbewahrt werden, wie heute unsere Zeitungen. Indessen trifft man in den Leipziger Nachlaßverzeichnissen doch auch mehr als nur die theologische Litteratur an, wenigstens in den sechziger Jahren[4]); es würden sich sonst auch schwer die häufigen Klagen über die allgemeine Lesegier erklären lassen.

Im Jahre 1587 wird alles Eigentum eines bankerotten Kaufmanns, Wolf Dittenhammer, verkauft: da findet sich auch ein Erlös von „drey theil aus den Historien des Ritter Amadis, Fabeln von Claus Narren und drey kleinen gebetbüchlein.“[5]) Die Gebetbüchlein stellen wieder die Unentbehrlichkeit der theologischen Litteratur dar; die Fabeln von Claus Narr die Beliebtheit der Volksbücher, Erzählungen und Schwänke — Claus Narr erlebte bis zum Jahre 1617 zehn Ausgaben —; der Amadis aber weist auf eine um diese Zeit neu entstandene Modelektüre hin, die mit der veränderten Zeitströmung eng zusammenhängt.

Gegen Ausgang des Jahrhunderts begann in den oberen Klassen eine verderbliche Ausländerei zu herrschen. Jeder „Kavalier“ mußte reisen, vor allem nach Frankreich; daheim begann man französisch zu sprechen und französische und italienische Romane zu lesen, deren Hauptstoff galante Abenteuer bildeten.

---

[1]) Freytag, Bilder a. d. d. Vergang. Bd. III, S. 149.
[2]) Bd. VI, S. 409 ff.
[3]) a. a. O. Bd. I, S. 5.
[4]) Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels Bd. XI, S. 205.
[5]) Ebenda Bd. X, S. 123.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten vornehme Übersetzer französische Romane in Deutschland einzuführen versucht; aber der Geschmack an dem höfisch-ritterlichen Treiben, von dem diese Schriften handelten, war nicht mehr kräftig genug. Ungleich bessere Aufnahme fanden aber die romanischen Historien des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Die Amadisbücher, um deren Verdeutschung sich zuerst Herzog Christoph von Württemberg mühte, konnten bald als die eigentlichen Vertreter des Zeitgeschmacks gelten. Diese „lieblichen, doch wahrhaften Historien", die namentlich von galanten „Aventuren" und Zaubergeschichten handelten, sollten vor allem den „ehrliebenden vom Adel" „sehr nützlich vnd kurtzweilig zu lesen" sein und wurden in der That auch in diesen Kreisen die Lieblingslektüre. Und bald verbreiteten sie sich weiter. 1581 klagt Johann Fickler,[1] „wie gemein solch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes, besonders aber bei nicht wenigen großen Frauen, so dennoch für sehr evangelisch wollen gehalten sein"; es werde „solch Welt- und Buelbuch mehr als ihre Gebetbücher in Händen umgezogen und viel fleißiger als das Evangelium Christi gelesen".

Dem Buchhändler brachte, wie Fickler 1577 von einem hörte, „der Amadis di Gaula" mehr in den Seckel als Luthers Postille: „es künden auch solcher Gaulischen oder vielmehr gailen Exemplar schier nicht genug gedruckt werden".

Der Amadis und seine Fortsetzungen blieben ein Lieblingsbuch auch des siebzehnten Jahrhunderts. Beispielsweise spricht Karl Ludwig von der Pfalz in seinen Briefen von solcher Lektüre. Daneben drangen dann massenhafte Uebersetzungen und Nachahmungen anderer Romane ein, denn die Leselust war außerordentlich stark. Ging ein junger Mensch auf Reisen, so nahm er z. B. den Decamerone „auff den weg, darinnen zu lesen".[2] Man verlangte Bücher, sich „nach Verrichtung seines beruffs woll darinnen zu erlustiren".[3] Wer Liebesbriefe schrieb, stahl die affektierten Phrasen aus seiner Lektüre zusammen. „Do

---

[1]) Janssen a. a. O. Bd. VI, S. 407.

[2]) und [3]) Vgl. meine Geschichte des deutschen Briefes, Bd. II, S. 211.

muſt de halve Amadis em redensarten geven, der söven wiſen meiſters kunſt und ridder Peters leben", heißt es bei Lauremberg. Das Hauptleſefutter waren die Romane. Das weibliche Geſchlecht ſcheint teilweiſe von dieſer Lektüre noch fern gehalten zu ſein. Aubery de Maurier, der 1637 nach Hamburg und Lübeck kam, erzählt in ſeinen Memoiren von den reinen Sitten der Frauen und Jungfrauen und führt dafür an, daß man keine Romane leſe, das Verderben der Jugend. Liſe Lotte von der Pfalz ſchreibt einmal: „So lang ich zu Heydelberg geweſen, hab ich auch nie keine romans geleßen." In Frankreich holte ſie das allerdings wieder ein: „ſeyder ich hir bin, habe ich dieße zeit wider eingebracht; den es iſt keiner, ſo ich nicht geleßen." Unter den neuen Romangattungen, die übrigens meiſt nach fremden Muſtern erſtanden, hatte der Schäferroman ſeine Zeit nicht viel über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Grimmelshauſens Simpliciſſimus veranlaßte Abenteuerromane. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren dann die Helden- und Liebesromane, die möglichſt lang ausgeſponnen wurden, namentlich Zieglers „Aſiatiſche Baniſe oder das blutig- doch mutige Pegu," ſehr beliebt.[1]) Gegen Ausgang der Epoche laufen dieſe in den oft ſchlüpfrigen Romanen der „galanten Skribenten" aus. In dieſer Zeit iſt überhaupt eine große Vorliebe für erotiſche Lektüre, Romane und Novellen recht wenig züchtiger Natur, deutlich zu bemerken.

In der erſten Hälfte des Jahrhunderts wurden übrigens auch noch die alten Volksbücher, wie aus dem eben erwähnten Laurembergſchen Vers hervorgeht, viel geleſen. Die Haushaltungsbücher der Gräfin Maria von Wolkenſtein[2]) weiſen z. B. eine Ausgabe für das „Heldenbuch" auf. Neben dem Amadis waren auch die alten Schwankſammlungen noch immer beliebt. So ſchreibt Hippolytus Quarinonius in ſeinem Buch: „Die Grewel der Verwüſtung des menſchlichen Geſchlechts": „Alſo

[1]) Vgl. Guſtav Freytag a. a. O. Bd. I, S. 10: „Was ſonſt im Schloſſe geleſen wird, ſind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tartariſchen, römiſchen oder eines nie dageweſenen Volkes ſich mit Perrücke und Schönpfläſterchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten."

[2]) Mittheilungen d. Vereins f. Geſch. in Hohenzollern XIV, S. 1 ff.

lesen die Schalksnarren und auch die leichtsinnige Jugend den Eulenspiegel, den Rollwagen, den Amadis aus Frankreich oder wahrhafter den Narrabis oder Narrengüß im Kapitel von der schönen Oriana und dergleichen Buol-Historien."[1])

Auch die antike Litteratur wurde, was uns wunderbar erscheinen könnte, teilweise in dieser Zeit auch von Ungelehrten gelesen, natürlich in französischen oder deutschen Übersetzungen. Lise Lotte von der Pfalz liest einen deutschen Virgil.[2]) Aus dem Büchervorrat der Luise von Degenfeld entnimmt der Sohn bei seiner Abreise den Lucian, und die Mutter dringt wiederholt in ihn, das Buch doch zurückzusenden.[3])

Die ausländische Bildung brachte es ferner mit sich, daß man in vornehmen Kreisen deutsche Litteratur sehr wenig, in der Regel italienische und französische Sachen liest. Karl Ludwig von der Pfalz liest italienische Romane. Luise von Degenfeld schreibt einmal an ihren Sohn: „Weyß nicht, ob Ihr Molière seine comoedien alle gelessen und L'ombre de Molière, welches ich aber nicht schicke, biß meinen Lucian wieder hab und Corneille."[4])

Hervorzuheben ist weiter, daß die Erbauungslitteratur nach wie vor ein wesentlicher Bestandteil der Lektüre blieb und für den noch immer fromm-kirchlichen Geist Zeugnis ablegt. Der mehrfach erwähnte Karl Ludwig liest auch Tauler und Thomas a Kempis, dessen Nachfolge Christi noch sonst überall gelesen wird. Peter Cochems „Leben Jesu" war auf katholischer Seite so volkstümlich, wie auf protestantischer Johann Arndts „Wahres Christentum". Jene Gräfin Maria von Wolkenstein verzeichnet Ausgaben für „das himbelisch Frawenzimmer", den „Tugendtspiegel" und Thomas a Kempis „Nachvolgung Christi." Und ein Büchelchen, das aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts stammt, „Frauenzimmer-Bibliothekchen" betitelt und für „Frauenzimmer von gewecktem Verstande" bestimmt ist,

---

[1]) Angeführt in den eben erwähnten Mittheilungen S. 3.

[2]) Bibliothek des litterarischen Vereins. Bd. 88, Seite 49, 51.

[3]) Ebenda. Bd. 167, S. 273.

[4]) Ebenda S. 278.

empfiehlt neben praktischen Büchern noch ausschließlich Erbauungsschriften.

Endlich ist als massenhafter Lesestoff wie im sechzehnten so auch in diesem Jahrhundert die Flugschriften- und Flugblätterlitteratur zu erwähnen. Sie befriedigte das Neuigkeitsbedürfnis und den ausgebreiteten Sinn für Wunderbares und Kuriositäten. Damals entstanden auch die ersten regelmäßigen Zeitungen.

Die ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts folgen noch ganz und gar den Richtungen und Strömungen der eben geschilderten Epoche. Das Ideal war immer nur der „politische Hofmann", und nach den affektirten und französirten Äußerlichkeiten der galanten Welt stand der Sinn. Die galanten Romane waren die beliebtesten. Es war größtenteils „Schund", was damals der Leser Herz erfreute. Langausgesponnene, mit derben Dingen angefüllte, abenteuerliche Hof-, Kriegs- und Liebesromane, die auf wirklichen Kunstwert überhaupt keinen Anspruch machten, wurden massenhaft gekauft. Da kam in die Lesewelt ein neuer Anstoß von England. 1719 erschien der „Robinson Crusoe" von Defoe und eroberte binnen kurzem die Welt. Viel wurde er übersetzt und noch mehr nachgeahmt. Der Robinson blieb fortan auch für die Deutschen ein Lieblingsbuch. Von seinen Nachahmungen war die beliebteste „die Insel Felsenburg". Auch Goethe nennt in „Dichtung und Wahrheit" dieses Buch neben dem Robinson als bevorzugte Lektüre seiner Jugend. Aber der Einfluß, den um diese Zeit England auf das deutsche Geistesleben und zwar zu seinem Heile gewann, war damit nicht zu Ende. In den Gemütern der Menschen vollzog sich allmählich ein Wandel; von den nichtigen Äußerlichkeiten der servilen „Komplimentierer" und dem galanten Wesen richtete sich der Blick mehr und mehr auf das Innere. Die Bewegung des Pietismus hatte dazu schon den Anstoß gegeben: jetzt kamen die Schlagwörter auf, welche die neue Richtung bestimmten: Moral, Natürlichkeit und man darf hinzufügen, obgleich das Wort nicht als Schlagwort gebraucht wurde, Bürgerlichkeit. In dieser Beziehung waren einmal die englischen Wochenschriften von großem Einfluß, sodann die englischen Romane. Die Wochenschriften

wurden in Deutschland, zunächst von Gottsched, nachgeahmt: von bestimmender Bedeutung wurden namentlich die über Gottsched hinausgehenden „Bremer Beiträge". Von den Romandichtern wirkte besonders Richardson auf die Deutschen. Seine bürgerlichen Romane, die ungeheuren Anklang fanden, vernichteten den Geschmack an jenen blödsinnigen Helden- und Liebesgeschichten, die man bis dahin verschlungen hatte, und bald bestimmten sie auch die deutsche litterarische Produktion, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Unter den Mitarbeitern der „Bremer Beiträge" befanden sich zwei Schriftsteller, die bald die am meisten gelesenen in ganz Deutschland werden sollten: Gellert und Klopstock, beide sehr von den Engländern beeinflußt. Von dem Ansehen, das Gellert in Deutschland genoß, macht man sich heute kaum eine Vorstellung; der gute, moralische, etwas spießbürgerliche Sachse war in der That der Bildner des Geschmacks in ganz Deutschland. Wie Goethe sagte, war „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleich bedeutend". Gellert genoß in den vornehmen Kreisen außerordentliche Verehrung, aber er war vor allen Dingen auch ein Volksschriftsteller. In Gellerts Schriften wurde der alte Drang nach Erbauung so gut befriedigt, wie der Sinn für Unterhaltung. Seine Schriften sicherten ihm die höchste Verehrung, bei Fürsten und Grafen, bei Studenten und Offizieren, bei Handwerkern und Bauern. Noch lange nach seinem Tode konnte man, wie Matthisson erzählt, in einer einfachen Schweizer Hütte seine Schriften neben Bibel und Gesangbuch finden. Das moralisch-religiöse Element, welches zu diesem ungeheuren Einfluß Gellerts beitrug, war auch wesentlich der Grund, warum das berühmteste Werk Klopstocks, der Messias, so ungeheures Aufsehen erregen konnte. Auch der Messias wurde für die Deutschen ein Erbauungsbuch und im besten Sinne ein Volksbuch. In ihm, meinte Bodmer enthusiastisch bei dem Erscheinen der ersten Abschnitte, würden „ganze Nationen Seligkeit finden". Man vergötterte beinahe dieses Buch. Schubart, der darüber Wandervorträge hielt, rühmt sich, bei Fürsten, Ministern, Kriegsleuten, Hofdamen, Priestern, Rechtsgelehrten, Ärzten, Handwerkern und Bauern und ebenso bei Weibern, bei

Mädchen an der Kunkel und am Nähpult mit der Messiade gleich tiefen Eindruck hervorgerufen zu haben.[1]) Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit", wie ein begeisterter Leser des Messias das Buch in das väterliche Haus Goethes einschwärzte und es der Mutter und den Kindern — denn der Vater wollte nichts davon wissen — zusteckte.

Klopstocks Einfluß vertiefte und veredelte das religiöse und damit das Gefühlsleben überhaupt. Und seitdem dieses im deutschen Volke einmal mächtig geworden war, wuchs es bald über die religiöse Sphäre hinaus. Das Naturgefühl wurde erweckt und durch Lektüre gestärkt. Im Wilhelm Meister, glaube ich, berichtet Goethe: „Hallers Alpen, Geßners Idyllen, Kleists Frühling wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Natur bald nach ihrer anmuthigen, bald nach ihrer erhabenen Seite." Rousseau begann dann die Gemüter zu beeinflussen. Bald kam dann die Epoche der äußersten, thränenreichen und überschwenglichen Empfindsamkeit.

Und diese Epoche erhielt wieder ein Lieblingsbuch: Werthers Leiden. Der Dichter selbst urteilt darüber also: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deßhalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum ereignete, deßhalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deßwegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam." Eine gewaltige Aufregung, ein wahres „Wertherfieber" entstand durch diesen kleinen Roman; alle Welt las ihn, und alle Welt weinte über ihn.

Man mag heute höchst erstaunt fragen, wie eine solche litterarische Wirkung, wie sie uns eben ein dreifaches Beispiel vor Augen führte, damals überhaupt möglich war. Aber die Antwort ist nicht schwer. Der Grund ist, daß der Litteratur, vor allem der schönen Litteratur, im vorigen Jahrhundert sich

[1]) Richter, Aus der Messias- und Wertherperiode. S. 7.

das Interesse aller im höchsten Maße zuwandte, daß die Themata, die unsere Zeit interessieren, damals überhaupt gar nicht besprochen wurden oder hinter diesem einen Gegenstande, für den sich hoch und niedrig begeisterte, weit zurückstanden. Aus einer deutschen Stadt wird aus dem Ende der siebziger Jahre berichtet: „Statt daß sonst nur Processe, Familienvorfälle und Schwächen des Nächsten Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt von Schauspielen und andern Gegenständen der Litteratur. Alles fing an zu lesen; 1778 waren schon vier Büchergesellschaften im Gange."[1]) Die Lesewut, die doch schon in der vergangenen Epoche zu spüren war, wurde ungleich stärker.[2]) Bald entstanden überall die Leihbibliotheken, um dem ungeheuren Bedürfnis entgegenzukommen.

Was den Lesestoff anlangt, so darf man zunächst darauf hinweisen, daß man in gebildeten Kreisen gern lyrische Gedichte zu lesen begann. Die Almanache und Taschenbücher, die seit 1770 Deutschland überschwemmten, enthielten vorzugsweise Gedichte. Im Volke wurden übrigens auch noch in dieser Zeit vielfach die alten Volksbücher gelesen. Goethe erzählt darüber in „Dichtung und Wahrheit": „Sie wurden wegen des großen Abgangs mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt." Er berichtet, wie er mit den andern Kindern „für ein paar Kreuzer" diese Schriften von dem „Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertröblers" eifrig gekauft und eifrig „verschlungen" habe. Und später sagt Wilhelm Schlegel: „Die höheren gebildeten Stände unserer Nation haben keine Litteratur, das Volk aber, der gemeine Mann hat eine. Diese besteht aus den unscheinbaren Büchelchen, die schon in der Aufschrift: „Gedruckt in diesem Jahr" das naive Zutrauen kundgeben, daß sie nie veralten werden, und sie veralten auch wirklich nicht." Die Hauptlektüre der Massen, der gebildeten und ungebildeten, war aber noch mehr wie früher der Roman. Von den englischen Romanen ist schon die Rede gewesen; sie wurden in Deutsch-

---

[1]) Aus v. Halems Selbstbiographie. Angeführt bei Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. II, 3. S. 1085.

[2]) Ueber dieses Hauptinteresse der Nation habe ich ausführlicher in meiner „Geschichte des deutschen Briefes", Bd. II, S. 383 ff., gehandelt.

land außerordentlich gelesen. In einem 1765 erschienenen Buch: „Briefe über die neueste Moral“ läßt der Verfasser eine Dame schreiben[1]): „In einer vornehmen Gesellschaft, wo ich vor einigen Tagen hingeführet ward, fieng man an nach der Reihe zu fragen, was diese, was jene für ein Buch den vorigen Tag beym zu Bette gehen gelesen hätte, um wie man sich galant ausdrückte den schönen Geschmack der Dames zu bewundern. Eine nannte Clarissa, die andere Heloise, die dritte Fanny Buttler, Thomas Jones u. a. m.“ Also nur die Engländer und Rousseau werden aufgeführt. Später wurden dann die den Engländern nahestehenden deutschen Romane eine beliebte Lektüre: ein Lieblingsbuch war namentlich Timotheus Hermes langatmiger Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“. Es folgte dann die Werther-Schwärmerei, die auch viele und vielgelesene Nachahmungen, vor allem Müller's „Siegwart. Eine Klostergeschichte,“ hervorrief.

Auch um die Wende des Jahrhunderts und später gehörte den Romanen das Publikum. Jean Paul war es freilich nicht, der die Menge entzückte. „Sehen Sie einmal, Bester,“ sagt der alte Leihbibliothekar bei Wilhelm Hauff, „jene lange Reihe von Bänden an, die weißen Pergamentrücken sind so rein, als hätte man sie nie oder nur mit Handschuhen angefaßt. Wer ist wohl der Autor, der so vergessen und gleichsam in Ruhestand versetzt dort steht?“ Es ist Jean Paul! Sein Schicksal teilten auch nicht minder edle Gefährten. Für die gebildeten Bürgersleute war damals der Familienroman Lieblingslektüre, namentlich Johann Jakob Engel's „Lorenz Stark“;[2]) die große Menge aber hing an den zahlreichen Ritter-, Räuber- und Geisterromanen, deren grobe und rührselige Romantik ihren Ursprung teilweise von Goethes Götz und Schillers Räubern herleitete. Der edle Räuber, den der grausame Ritter im Burgverließ schmachten ließ, und den eine holde Maid minniglich schmachten ließ, das war eine Lieblingsfigur des Volkes. Es ist interessant, daß teilweise noch die Stoffe der

[1]) Bd. II, S. 324.

[2]) Ein vielgelesenes Buch desselben Verfassers, das an die Traditionen der moralischen Wochenschriften anknüpft, ist „der Philosoph für die Welt.“

alten Volksbücher hier wieder aufleben, freilich im romantischen Gewande. Diese Romane der Spieß und Cramer und dazu die süßlichen, oft höchst schlüpfrigen Liebesgeschichten eines Albrecht und später eines Clauren waren im Anfange unseres Jahrhunderts die geistige Nahrung des Volkes. Hauff schildert einmal einen Lesezirkel von Gesellen und Handwerkertöchtern, wo „Rochus Pumpernickels Tod" von A. v. S. unter allgemeinem Schluchzen und Weinen vorgetragen wird, und seine Schilderung ist sehr treffend. „Unsere mittleren und unteren Stände", sagt er, „lesen sehr viel, nur natürlich nichts, was auf den gesunden Menschenverstand Anspruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptsächlich ihren Clauren. Alles liest, aber unschädliches Zeug, das ihren Verstand ganz gelinde affiziert, Gespenstergeschichten, Mordthaten, Räuberhistorien, Heirats-Affairen mit vielem Gelde u. s. w."

Ein vielgelesener Räuberroman war Heinrich Zschokkes „Abällino, der große Bandit". Zschokke war aber auch sonst ein Lieblingsschriftsteller im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, einmal wegen seiner Erzählungen und Novellen, sodann aber wegen seines moralisch-rationalistischen Erbauungsbuches: „Stunden der Andacht." Denn das Bedürfnis der Erbauung in häuslicher Lektüre hatte die Zeiten hindurch fortgedauert, und die „Stunden der Andacht" waren ein Lieblingsbuch unserer Großeltern. Nicht zu übersehen ist ferner die im vorigen Jahrhundert äußerst beliebte Lektüre von Reisebeschreibungen. Schon im siebzehnten Jahrhundert war man darauf sehr versessen: die damals zur allgemeinen Mode gewordene Reisesucht erklärt das hinlänglich. In der Folgezeit steigert sich das noch mehr.[1]) Und überall begegnen uns Leute, die wie der Pfarrer Mylius „leidenschaftliche Freunde des Reisens und der Reiselektüre"[2]) sind.

In der weiteren Schilderung der bevorzugten Lektüre unseres Jahrhunderts will ich kurz sein. Es sei erinnert an

---

[1]) Mit Reisebeschreibungen sind, wie es in „Lehrreiche Nachrichten für einen Reisenden. Aus dem Französischen übersetzt von P. G. v. K." S. 7. heißt, „alle Buch-Läden angefüllet."

[2]) Mylius, Malerische Fußreise. Bd. I, S. II.

die durch die zahlreichen und äußerst billigen Übersetzungen Walther Scott's hervorgerufene Beliebtheit des historischen Romans. Karoline Pichler, van der Velde und Karl Spindler hatten ein großes Publikum. Ein Lieblingsbuch, namentlich auch der Jugend, wurden die Cooperschen Erzählungen. Alle weltschmerzlich angehauchten und liebenden Gemüter fanden ihren höchsten Genuß in der Lektüre der Lieder Heinrich Heines. Später fanden die französischen Romane, namentlich von Sue und Dumas, ein großes Publikum. Das eigentliche „Volk" hat indessen auch in dieser Zeit seine besondere Lektüre. Die Ritter- und Räuberromane waren noch lange sehr beliebt. „Gerillo, der große Räuberhauptmann" und ähnliche Geschichten mit tollem Titel und in einen bunten Einband geheftet fanden ungeheuren Absatz. Weiter bildeten für viele die Volkskalender mit ihrem unterhaltenden und belehrenden Inhalt die Hauptlektüre. — In unserem Jahrhundert entstanden auch zahlreich die Jugendschriften, die nur für ein bestimmtes Alter berechnet sind.

Mehr und mehr sorgten auch für das litterarische Unterhaltungsbedürfnis belletristische Zeitschriften, zuerst jene Taschenbücher mit mehr oder minder blumenreichem Titel, die alle Jahre erschienen, dann noch Monatsschriften und zwanglose Hefte. Ebenso richteten die Zeitungen bald ihr Augenmerk darauf, nach dem Grundsatze zu handeln: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen". Die Romane „unter dem Strich" sind heute für viele Leute oft die einzige belletristische Lektüre. Und die Kriminalerzählungen und sonstigen im miserabelsten Stil geschriebenen Schundromane der kleinen Kreisblätter werden auch von dem niederen Volke gierig verschlungen, und gespannt wartet das Nähmädchen und der Arbeiter auf die „Fortsetzung". Weit ist es von dieser Lektüre nicht zu der elenden modernen Kolportagelitteratur, die Kopf und Herz der kleinen Leute verdirbt. Es ist des Lobes wert, wenn gegen dieselbe in unseren Zeiten gekämpft wird, und man sich bemüht, für Verbreitung guter Bücher zu sorgen. Aber die eben angeführten Worte Wilhelm Hauffs zeigen, daß man auch schon vor siebzig Jahren sich über den schlechten Geschmack des Volkes ärgerte, und es hat doch nichts genützt. Und überdies, was

lesen die sogenannten besseren Stände? Außer den Zeitungen, die in unserer Epoche eine unentbehrliche, von den Meisten auch mit Begierde erwartete Lektüre sind, lesen viele Angehörige dieser Klasse wenig Unterhaltendes. Die Mehrzahl aber der Lesenden beweist keinen besseren Geschmack, als das „Volk," trotzdem ihre Lieblingsbücher vielleicht sehr schön eingebunden sind und viel kosten. Man achte nur darauf, wie denn viele der litterarischen Produkte beschaffen sind, die man allgemein heute gern liest, und man wird wenig Anlaß haben, sich eines guten Geschmacks zu rühmen.

Die deutschen Frauen im siebzehnten Jahrhundert.

Unsere moderne „Gesellschaft“ — ich meine jene bevorzugte Schicht, deren Gegensatz das „Volk“ oder „die Andern“ sind — beruht in ihrem ganzen Zustande wesentlich auf der vornehmen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Nur die Zahl ihrer Mitglieder hat sich vermehrt, da ihre Grenzen seitdem weiter nach unten gerückt sind. Die gesellschaftlichen Formen und Prinzipien jedoch stammen zum größten Teil aus jener Sphäre. Das belebende Prinzip unserer Gesellschaft sind die „Damen“, wie wir bezeichnend sagen, das Bindemittel ist oder soll wenigstens sein geistreiche, leichte, anmutige Konversation. Das stammt aus dem Frankreich Louis XIV., aus dem Frankreich der Salons.

Mit einiger Übertreibung kann man sagen, was Rom für das Mittelalter war, ist Frankreich für die moderne Zeit oder vielmehr — ist es gewesen. Und wieder mit etwas weniger Übertreibung darf man behaupten, was Frankreich leitet, was es beherrscht, das sind die Frauen. Immer haben in Frankreich die Frauen eine hervorragendere Stellung eingenommen als in anderen Ländern. Geistig haben die Frauen seit den Zeiten der Troubadours die führende Stellung gehabt. Es ist ein starker Ausdruck dieser Frauenherrschaft, die im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, aber auch eine Art Anerkennung der Wahrheit, wenn selbst der stolze Ludwig XIV. den Hut vor der letzten Küchenmagd lüftete, der er auf einer Hinter-

treppe des Versailler Schlosses begegnen mochte.[1]) Sein Zeitalter ist das klassische für die Herrschaft des weiblichen Geschlechts. Schon vor seinem Regierungsantritt begann das Hotel Rambouillet, jene Stätte der untadelhaften gesellschaftlichen Sitte, des Geschmacks und des Esprits, seinen ungeheuren Einfluß auszuüben, das Haus jener Marquise Rambouillet, die von ihren Zeitgenossen als Führerin einer neuen Gesellschaft, als Verkünderin einer neuen Sitte gepriesen wurde. Seine ersten Regierungsjahre sahen noch den Glanz der Beherrscherin dieses Hotels, der gefeierten Julie d'Angennes. Aber die hervorragendste unter diesen und den späteren Blüten der weiblichen Aristokratie ist die Sévigné. Sie zeigt uns, was eigentlich die französische Gesellschaft beherrscht, nicht ganz besonders hervorragende Eigenschaften: die Frau, einzig und allein die Frau. Sie war keine Schriftstellerin, wie die Scudéry: sie schrieb nur Briefe und nicht einmal solche, die für das Publikum bestimmt waren. Aber gerade diese Briefe erklären das Geheimnis dieses Fraueneinflusses. Aus ihnen strömt der Zauber der Persönlichkeit. Die anmutige, geistreiche Persönlichkeit, die Grazie und der Esprit der Frau war das Anziehende in den Salons. Daß in dieser litterarischen Blütezeit der Salon eine leise litterarische Färbung erhielt, ist erklärlich. Aber die Litteratur diente als Unterhaltung, war nicht Hauptsache, wie in den späteren Salons unter den Précieuses ridicules. Das war Ausartung und hat mit der sozialen Erscheinung der Blüte der Frauenherrschaft nichts zu thun.

Man kann auch die Schattenseite dieser Zeit hervorheben, die fabelhafte Immoralität, die völlige Hintansetzung weiblicher Tugend anklagen. Der anmutige geistige Verkehr verbarg oft genug schamlose Liederlichkeit; bekannt ist das Gebet der Ninon de l'Enclos: „mon Dieu, faites de moi un honnête homme, et n'en faites jamais une honnête femme". Aber einerseits hebt man diese Seite über Gebühr hervor, bedenkt nicht, daß in dieser Beziehung auch andere Zeiten sehr gesündigt haben, und andererseits wird man wohl das Wort von dem vielen Licht und dem vielen Schatten auch hier gelten lassen müssen. — —

[1]) Karl Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen VII, S. 43.

Doch meine Absicht war, über deutsche Frauen zu schreiben, nicht über die französischen. Aber ich habe nicht ohne Grund etwas länger bei jenen verweilt: denn sie sind das gerade Gegenteil der deutschen. Nicht als ob alle Französinnen jenen Damen der Aristokratie geglichen hätten: die bürgerlichen Frauen werden wohl mehr Ähnlichkeit gehabt haben mit den deutschen Frauen aus gleichem Stande. Aber jene Aristokratinnen drücken doch der ganzen französischen Frauenwelt die Signatur auf, weil sie die tonangebenden sind, von allen bewundert werden. Schließlich hat ja auch der Geist dieser Frauenwelt die Gesellschaft der andern Länder und auch Deutschlands erobert.

Im siebzehnten Jahrhundert indessen ist von diesem Einfluß auf Deutschlands Frauen — die Männer wurden sehr bald Bewunderer der Französinnen wie alles Französischen — nichts zu spüren. Am ehesten ließe sich das naturgemäß bei den fürstlichen und adligen Frauen erwarten. Aber wie wir sehen werden, gleichen sie trotz ihrer französischen Bildung in ihrer ganzen Art durchaus den Frauen des Mittelstandes. Der ungeheure soziale Umschwung, der sich im 16. und 17. Jahrhundert vollzog, berührt die Frauen zunächst am wenigsten. Das Jahr 1500 sah den Bürgerstand in der Hauptsache maßgebend. Fürsten und Adlige dachten und lebten bürgerlich.[1] Jetzt ist der Wandel eingetreten. Die oberen Kreise, welche die schlechten Sitten des Nachbarlandes vor allen nachahmten, gaben den Ton an, und der Hof ist das Ideal. Nur die Frauen haben, so weit es möglich ist — die notwendige Beschränkung werde ich später erörtern — die bürgerliche Denkweise durchaus bewahrt. Der Hauptgrund ist: sie waren und lebten wie früher in der Familie und für die Familie, die Fürstin wie die Kaufmannsfrau. Daher der Gegensatz zur Französin. Die deutsche Frau war nicht geistreich, aber verständig, wenn auch oft hausbacken; sie kannte keinen Schwarm von Bewunderern, aber sie war auch nicht kokett und frivol; sie war nicht natürlich, wie man es im Salon liebt, sondern natürlich und derb, wie es der Ton des Hauses mit sich bringt; sie herrschte nicht, aber

[1]) „Bürgerlich" nicht in zu modernem Sinne genommen.

sie waltete. Das währte so lange, bis endlich gegen Ausgang des Jahrhunderts auch die Frauen dem Ansturm der neuen Zeit erlagen, bis jene zahllosen Beispiele der Selbstvergessenheit und Unsittlichkeit, die bis in den kleinen Bürgerstand drang, einen trostlos verdorbenen Zustand der Frauenwelt beweisen. Und doch findet man auch im 18. Jahrhundert Frauen genug, welche den alten Kern bewahrten. Und dieser Kern der deutschen Frau war gesund, durch und durch gesund.

Es ist schwer, Charakter und Art der Frauen in dieser Epoche zu schildern, eben weil sie so wenig nach außen hin hervortraten. Da kommen ihre Briefe zu Hilfe, jene Zeugnisse, die den Menschen um so besser erkennen lassen, je natürlicher er sich in ihnen giebt. Aus diesen Briefen einiges zur Charakterisierung der Frauen jener Zeit beizutragen, ist die Absicht dieser Studie.

Wer in einer Briefsammlung aus jener Zeit unter eloquenten, fließend geschriebenen lateinischen Episteln oder unter deutschen Briefen, welche in schnörkelhaftem Kanzleistil oder in poetisch sein sollender Blumensprache oder in höflichem, wort- und lügenreichem, alamodischem Komplimententon abgefaßt sind und mehr oder weniger von Fremdwörtern wimmeln, wer unter diesen Elaboraten von Männern und Jünglingen auf vereinzelte Frauenbriefe stößt, wird in allen Fällen einen entschiedenen Gegensatz merken, in jeder Beziehung, innerlich wie äußerlich, große Unterschiede finden. Abgesehen von dem Mangel oder der ungeschickten Handhabung kurialer Formalitäten, für welche die Frauen keinen Sinn haben, unterscheidet sich schon jeder Frauenbrief von denjenigen der Männer, wie schon früher, durch die Handschrift. Das ist auch heute noch so. Aber in unserer Zeit ist die Frauenhandschrift zierlich, flüchtig, liegend; damals aufrecht, bedachtsam, steif, unförmlich: man sieht ihr häufig das Buchstabenmalen an. Erst gegen Ende des Jahrhunderts nähert sie sich langsam derjenigen unserer Frauen. Das deutet auf eine gewisse Unbeholfenheit oder Ungewohntheit, mit der Feder umzugehen.

Dem entspricht genau die Sprache, der Ton der Briefe. Ein Anklammern an einige traditionellen Formeln, Ungeschick

im Ausdruck, kurze, unbeholfene Sätze finden sich fast überall. Aber damit sind — unschätzbar in jener Zeit! — Wahrheit und Natur ebenso regelmäßig verbunden. Wer nur Briefe einzelner Frauen kennen lernt, wird rasch und falsch urteilen: diese zeichnet sich durch besondere Unbildung aus, dieser Frau Briefe stehen formell wie inhaltlich sehr tief, jene ist entzückend offen und natürlich. Er beachtet nicht die allgemeine Gültigkeit der Erscheinung. Dem Gefühl der Zeit und sicher auch dem eigenen Gefühl der Frauen nach standen ihre ungeschickten und unorthographischen Briefe tief unter denen der Herren der Schöpfung. Ausgezeichnet charakteristisch ist ein Ausdruck, den eine Frau aus den ersten Nürnberger Bürgerkreisen in einem Briefe an ihren jungen Schwager, der in fremden Kriegsdiensten stand, anwendet.[1]) Sie habe ihm bisher nicht geschrieben, denn sie habe „sorge getragen, es würde mein unformliches weiberschreiben Ihme zuwider sein." Unförmliches Weiberschreiben! Mit diesem Ausdruck mag mancher der alamodischen jungen Männer die Briefe der Mutter oder der Schwester bezeichnet haben. Und doch sind diese unförmlichen Weiberschreiben wertvoller als die gekünstelten Komplimentschreiben der Männerwelt. Man kann diese Produkte einer servilen, sich gegenseitig mit immer alberneren Elogen bewerfenden Gesellschaft nicht lange lesen, ohne Ekel zu empfinden: wie eine Oase begegnen in dieser Wüste der Geschmacklosigkeit die unförmlichen Weiberschreiben. Es muß doch unter ihrer wenig einladenden Hülle ein guter und gesunder Kern stecken.

Aber andererseits läßt sich der Unterschied doch nicht allein aus der Natur, der Anlage der Frauen erklären: er muß mit dem ganzen Bildungszustande des weiblichen Geschlechts zu jener Zeit zusammenhängen. Da war doch im Verhältnis zu den Männern eine große Änderung gegen frühere Zeiten eingetreten. Im Mittelalter war geistige Bildung bei den Frauen viel heimischer gewesen als bei den Männern. Es war die Zeit, da alle Bildung aus den Händen der Geistlichen kam, sei es im

[1]) Marie Sal. Behaim an Hans Jakob Behaim 10. März 1643. Aus dem im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aufbewahrten Briefwechsel des Hans Jakob Behaim.

Kloster, sei es am Hofe oder an den Sitzen der Edlen; da wußte oft die vornehme Frau weit besser zu schreiben, als der kriegerische Gatte.[1]) Noch aus dem 15. Jahrhundert sind uns Fürstinnen wie reiche Bürgerfrauen bekannt, welche an Bildung die Männer überragten. Dann kam die Zeit der Renaissance. Italien sah seine Frauen, die den gleichen Unterricht in den neu erblühten Wissenschaften genossen wie die Männer, auf der Höhe der neuen Bildung stehen. In der italienischen Gesellschaft der Renaissance begegnen überall die Frauen als Muster hoher Bildung und wunderbarer Empfänglichkeit für geistige Genüsse. In Deutschland ist es damals schon anders. Nur wenig Frauennamen klingen uns aus dieser Zeit der neuerwachten klassischen Bildung entgegen, Töchter der reichen glänzenden Patrizierhäuser, die Äbtissin zu St. Clara, Charitas Pirkheimer und die Hutten krönende Konstantia Peutinger. Die Frauen des Mittelstandes, die edlen Frauen auf den Landsitzen und selbst die Fürstinnen waren zum größten Teil ausgeschlossen von diesem neuen Licht. Das Haus, die Familie war ihre Stätte allein geworden. Der Glanz der Minnezeit war geschwunden. Unter dem verrohten Adel war nicht selten an Stelle des Frauendienstes brutale Rücksichtslosigkeit getreten, und in dem nüchternen Bürgertum war kein Platz für höheres Streben der Frauen. Und die Frauen wollten nicht mehr. Die Sehnsucht nach häuslichem Glück war es, die Luther so viele begeisterte Anhängerinnen aus den Klöstern zuführte und diese die zwingenden Fesseln sprengen ließ. Diese Beschränkung der Frauen blieb im sechzehnten und blieb auch im siebzehnten Jahrhundert. Reisende Franzosen bezeugen, wie Aubery de Maurier in seinen Memoiren 1637 für das Leben in den Hansestädten, diesen Zustand der Frauenwelt. Die weibliche Erziehung ward nicht beachtet. Die Mägdleinschulen, die schon seit dem Ausgang des Mittelalters existierten, gaben nur die elementarsten Kenntnisse, wurden auch von den besseren Ständen nicht besucht. Die Mutter war einzig und allein die Erzieherin der Töchter, ein Hauptgrund für die geringe Veränderung in dem Zustand weib-

[1]) Vgl. meine Geschichte des deutschen Briefes. I, S. 6. 10. 15.

licher Bildung. Dieser trat so mehr und mehr in Gegensatz zu dem allgemeinen Bildungszustand. Für das immer verzwicktere öffentliche Leben konnten die Frauen kein Interesse haben; die Gelehrsamkeit war ganz und gar auf dem unglückseligen Neolatinismus aufgebaut, und nur bei einzelnen Gelehrten wurde es später Mode, aus ihren Töchtern Wunder linguistischer Gelehrsamkeit zu züchten; die neue Gesellschaftssprache, das Französische, war erst bei einzelnen Fürstinnen im Gebrauch und wurde erst gegen Ende des Jahrhunderts allgemeiner von den Frauen gelernt. Und überhaupt läßt die Gedrücktheit des ganzen Lebens, die Verarmung, der Mangel an höheren Interessen, die Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit der Frauen noch erklärlicher erscheinen.

Diese Abgeschlossenheit ergab unzweifelhaft Unbildung, aber sie war ein Glück für die Frauen. Sie war zunächst die Schutzwehr dem „Neuen" gegenüber. Wie gefährlich die Berührung damit war, zeigt die Putz- und Rangsucht der Frauen, die, wie manche Beispiele zeigen, verbreitet genug war. Die Brüder reisten, die Töchter nicht: so blieben sie vor der Ausländerei und Fremdwörterei bewahrt. Kommt in ihren Briefen ganz ausnahmsweise ein Fremdwort vor, so sieht es aus, wie dies: „Supligatzion." Von dem in nichtigen Formalitäten aufgegangenen öffentlichen Leben waren sie entfernt, darum auch nicht verknöchert. Das zurückgezogene Leben läßt sie nicht mit den neu aufgekommenen Manieren der Höflichkeit bekannt werden; den Frauen allein gehen sie nicht von der Hand. So halten sie den Männern gegenüber das gute Alte aufrecht. 1619 schreibt Anna Marie Rosenberger an Lukas Friedrich Behaim: „Bin so mißtrayig nicht. Ich bin noch auß der alten welt, es ist nur die ney welt so ferderb." — Und mit der mangelhaften Bildung ist ein weiterer Schatz verbunden. Die Erziehung durch die Mutter, das häusliche Leben ließ ihnen ihr Gemüt, tiefe Frömmigkeit, Natürlichkeit, die oft Derbheit wurde, Fröhlichkeit und gesunden Mutterwitz. Die Frauen retteten das Gute durch diese schlimmen Zeiten hindurch, bis es im achtzehnten Jahrhundert herrlich emporstieg.

So sind die unförmlichen Weiberschreiben einerseits erklärt

und andererseits in ihrem Wert erkannt. Einzelne Beispiele mögen jetzt folgen, zunächst aus dem Bürgerstande. Die weiblichen Angehörigen des Behaimschen Hauses[1]) im siebzehnten Jahrhundert sollen uns Zeugen sein. Da sind zunächst die älteren Frauen, welche noch ganz die Art des sechzehnten Jahrhunderts bewahrt haben. Reizende, erquickend natürliche Briefe an den jungen Lukas Friedrich Behaim stammen von seiner frischen Muhme Magdalene Baumgartner; liebevolle, aber ungeschickte und unbeholfene Briefe von der Mutter. Lukas Friedrich wird junger Ehemann: des jungen Weibes Briefe an ihn bewahren dieselbe naive Art. Wie formelhaft, aber wie wahr und natürlich klingt der Schluß eines Briefes:[2]) „Merres nichs dan sey von mier, hertzlieber taußentschatz neben den kindterlein zu viel daußentmal dausent fleißig vnd freindtlich ge(g)rießt vnd Gott in sein Allmechtigen schutz befollen. . . . Dein liebes getreues weib weil ich leb Anna Maria Lucas Friedrich Behambin." Und eine neue Generation wächst heran. Anna Maria schreibt Briefe an den Sohn Hans Jakob, der Soldat geworden ist; ganz so natürlich, wie früher, genau wie sie spricht: „Halt Dich halt so knau alls es sein kan," heißt es einmal; ihre Briefe nennt sie „mein dreihertzigen vnd mieterlichen schreiben."[3]) Wie die Mutter sind die Töchter. An den immer lockerer werdenden Bruder schreibt die verheiratete Schwester, Anna Sabina Harsdörffer:[4]) „ich hab nicht vndterlaßen können, dich mit einem brifflein zu besuchen vnd zu berichten, wie frembt es mir für komt, daß du in deß brudter fritzen seinem schreiben dich so erbärmlich beklagst, daß du seist von vatter vnd mutter verlassen: ja es gehe dir wie dem verlohrnem sohn! Waß darffs den der exempel? ich mein, du könnst deine noht woll anderst klagen . . . . du mußt nicht denken, daß wir hie im rosengarten sitzen; wir müssen vnß alle behelfen; der vatter selbst bricht im offt was ab . . . . ich bitt dich vmb gotts willen, schreib halt

[1]) Nach dem Briefwechsel des Lukas Friedrich Behaim und Hans Jakob Behaim im Germanischen Museum.

[2]) 14. April 1622.

[3]) 28. Juli 1642.

[4]) 3. August 1643.

nicht so loß: du betrübst den vatter schröcklich da mit vnd machst dein handtel nur erger."

In diesen Frauen steckt noch der fromme Familiengeist der Reformationszeit. Einmal schreibt die Mutter an Hans Jakob:[1]) „Ich schließ dich allezeitt fleißig in mein gebett ein ... Gott mit vns, so kan nichts wieder vns sein."

Doch zu der alten Art gehört nicht allein Natürlichkeit, Volkstümlichkeit und Frömmigkeit: es waren immer auch fröhliche Leute gewesen.

Was wir in diesem ganzen elenden Säkulum vermissen, echter, rechter Humor, bei den Frauen ist er geblieben. Des Soldat spielenden Hans Jakob Behaim Schwester ist dafür eine rechte Repräsentantin. In ihr ist der Geist ihrer Ureltern, der Humor Luthers, in ihr ist der Humor, den Albrecht Achilles an seiner Gemahlin Anna so sehr liebt.

Sie wünscht den Bruder nach Hause zurück,[2]) „den mir es langweilig vor kommt, daß ich daß kindt klein zu hauß sein soll." Aber der Bruder kann die Susanne auch nicht vergessen und sehnt sich nach ihren Briefen. In der Nachschrift zu einem Schreiben, das ganz außergewöhnlich natürlich und hübsch ist, beklagt er sich beim Vater:[3]) „Mich wundert, daß mein Schwester Susanna, welcher alles, was bey uns vorlauffet, bekant, ihren Bruder die Mucken auß dem Kopf zu treiben, nicht eine Kuehaut vol Neuer Zeitungen, der Hochzeiten vnd anders mehr was zu Zeiten dolles mit ihr vorgehet, berichtet; wil nicht hoffen, daß sie die gedancken nach einem Man also vergessen machen oder daß sie alß eine außgemeste ganß zu hauß sitzet vnd nicht vnder die Leudt kompt, villeicht auß forchten, sie möchte (weillen der Ver so glein) verlohren werden. Nuhn dem sey wie ihm wol, so ist mein begeren, sie wolle nicht vnderlassen, ein fleißig zeitung Schreiber hinführo zu sein, weilen ich auch Sonsten ihre Schöne hand vnd Wunder vbergroße Complementa, die sie im Schreiben gebrauchet, gern einsten sehen möchte."

Aber „Susanna Behaim die kleinen" willfahrt ihm nicht

[1]) 9. Januar 1645.
[2]) 2./12. November 1642.
[3]) 4. Dezember 1644.

ganz, sie schreibt in Bezug auf die Kuhhaut von Neuigkeiten, „daß ich dir nit ein flöh haut voll wüst (wüßte) zu machen, deßwegen du der meinung Eben bist, ich werdt zu hauß alß ein eingestellter ganß bleiben.“ Und zum Dank für seine ironischen Bemerkungen über die „schöne Hand und wunder übergroße Complimente“ teilt sie ihm wenigstens als Neuigkeit mit, „das dißer Zeit auff fernen landen her bericht ist worden, waß maßen hanß Jakob Behaim diß Namen der von person klein, aber wegen seiner hohen thaten vnd vortreflichen geschücklichkeit zu einen grossen vnd weit berühmten man dorffte werden, welcheß ich mir zum trost dienen lasse.“

Die Schilderung des Bruders und die eigenen wenigen Worte der Susanne lassen das Mädchen in ihrer ganzen frischen und herzlichen Natürlichkeit vor uns erscheinen.

Dreißig Jahre später haben sich die Briefe der Bürgerfrauen noch nicht verändert, so wenig als ihre Verfasserinnen. Aus einem Briefe der Schwester Leibnizens, der Frau Anna Katharina Löffler in Leipzig, an diesen selbst vom 12. Januar 1672 mag eine Stelle angeführt sein:[1]) „Es war neulich in zeibungen von franckford geschriben, daß von Meintz die Evangelischen undt auch die Juden weg solten. Lieber Bruder, nim dich in acht, wenn dir die leude dort etwan nicht gud weren, daß du bey dem Curfürsten wolgehört wirst, günden dirs also nicht und sugen, wie sie dir waß in einem siebgen beybrechten. Lieber bruder, ich meine es von hertzen gubt mit dir und wohlte nicht gerne, daß du zu schaden kommest, zumahl weil wir zwey eintzige geschwister zusammen sind.“ Man kann diese natürliche Weise, sich zu geben, nicht recht schätzen, wenn man sich nicht daneben der künstlichen und unnatürlichen Formen erinnert, in denen sich der Verkehr der Männer, auch der nächsten Verwandten, bewegte. Man wird dann gern weibliches Ungeschick und falsche Orthographie in den Kauf nehmen. Und wenn man die entsetzlichen Phrasen und Bilder kennt, in denen man sich bei Unglücks- und Todesfällen erging, wird man auch folgendes schlecht geschriebene

---

[1]) Leibniz' Werke. Ausgabe von O. Klopp. Erste Reihe, 3. Band S. XI.

Brieflein einer Stettinerin, der G. E. Colbergin, aus der letzten Zeit des Jahrhunderts, 1698,[1]) würdigen: „Wol Eedeler, Wol Gelartter, HochgeEhrtter Herr Schwager. Deßen letzteres schreyben habe ich aber mal Erhalten und vor großer bestürzung kaum leßen konnen, indem ich noch allezeit gehofet, Es werde der högste Meinen lieben Bruder die hilf seiner genehßung wieder- farren lassen vnd das weklagen seiner Eheliebsten vnd Kleinen Kindern schig (sich) erbarmen: aber gott hat ihn lieber gehabt als wir Menschen; des wehgen hat er ihn in die Ehwiege freyde zu schig gezogen vnd uns in die greste betribnis des hertzens gesedtzet" u. s. w.

In den höheren und höchsten Kreisen findet man, trotzdem der Einfluß der neuen Sitten auf die Frauen weit stärker ist, im großen und ganzen dieselbe Erscheinung. Ein Brief einer adligen Frau, der Frau Hedwiga Schalkowsky, geborenen Pückler, an ihren Bruder vom Jahre 1610 ist charakteristisch für die beschränkte Naivetät dieser Frauen: „Herzlieber Herr Bruder", heißt es da, — die „haarsträubende" Schreibart ist von dem Herausgeber[2]) modernisiert — „es ist ein altes Sprichwort: einer schwangern Frau steht das Grab immer offen; und ich auch jetzt mit schwerem Leibe bin, so habe ich jetzt meine besten Sachen zu meiner Schwester nach Leschna bracht. Aber das Wenige was ich habe, wollte ich doch Keinem lieber gönnen, als des Herrn Brudern seinen Kindern." Und nachdem sie eine Art Testament aufgesetzt hat, fährt sie fort: „Ich bitte, Ihr wollet es mir nicht für übel haben, daß ich dieses nach meiner Einfalt geschrieben habe." Gebildeter, aber doch von reizender Natürlichkeit sind die Briefe einer Frau von Ilten, der Gattin des hannöverschen Staatsmannes Jobst Hermann von Ilten, aus den letzten Jahren des Jahrhunderts. Der Brief, in dem sie diesem den Tod ihres Bruders mitteilt, ist ein rechtes Beispiel.[3]) Nach der französischen Anrede, die damals nun einmal in vornehmen Kreisen gebräuchlich war, beginnt sie: „Ach, mein

---

[1]) Vitae Pomeranorum auf der Greifswalder Universitätsbibliothek. Vol. 6.

[2]) Zeitschr. f. d. Gesch. Schlesiens VII, S. 281 f.

[3]) Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen. Jahrg. 1879, S. 251.

Hertzens-Mann, es wirdt mir schwer, die fehder vor diesmahl zu gebrauchen." In herzlicher und inniger Weise klagt sie dann um den Bruder und schließt sehnsüchtig: „Ach, ich hoffe, ihr kombt bald hie, werdet hie aber schlechte freude finden. Von Hertzen eure getreweste Dienerin H. L. v. Ilten."

Bei einem Teil der adligen Frauen, wie eben bei dieser, noch mehr aber bei den Fürstinnen findet man nun allerdings schon seit dem Anfang des Jahrhunderts, wie es ja durchaus erklärlich ist, eine andere Bildung. Frankreichs Einfluß äußert sich bei ihnen namentlich in dem Gebrauch oder wenigstens der Kenntnis der französischen Sprache. Fremdwörter kommen häufiger vor, daneben französische Floskeln. Dorothea von Sachsen schließt 1635 einen Brief an Arnim:[1]) „Recommendire mich hiermit zu seiner beharrlichen Affection. Ich werde ersterben Seine ganz gnädige Frau Dorothée." Auch die Höflichkeit der neuen Zeit ist, wie dies Beispiel zeigt, ihnen nicht mehr unbekannt. Einzelne Fürstinnen, wie Elisabeth von der Pfalz, des englischen Jakob Tochter, schreiben überhaupt französische Briefe. Dieser Elisabeth Tochter wieder ist Descartes' Freundin; sie zeigt schon das sich immer mehr belebende Interesse für die Wissenschaft.

Aber so wenig die Fürstinnen es waren, welche die Sittenlosigkeit und die verschwenderische Luxuswirtschaft einführten oder begünstigten, so ungemein gering die Beispiele sind, welche fürstliche Frauen so lieberlich und gemein zeigen, wie ihre Gebieter:[2]) so wenig sind sie auch dem ausländischen Wesen erlegen. Sie allein behalten die alte Familienart, die in ihrer Bürgerlichkeit oft hausbacken erscheint, die volksthümliche Originalität, Derbheit und Natürlichkeit auch unter den Höflingen. Da ist die Herzogin Anna Eleonore von Braunschweig-Lüneburg, eine geborene Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

Aus ihren Briefen an die Brüder des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, um 1650 herum,[3]) mögen einige Stellen hier stehen: „Mein Kinder anlangt, das sie nicht heyrathen, ist mir

[1]) Kirchner, Das Schloß Boytzenburg S. 285.
[2]) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert II, 1. S. 96 ff.
[3]) Publikationen a. d. Preuß. Staatsarchiven. Bd. 20, S. 714 ff.

ein rechter braft." — „Ach die Kinder die vexiren Ein wohl, ich befint auch wohl Mein theill. In dem allen ist es das beste, das man Gott alles heim gibtt, Er wirts alles zum besten schicken. Er hutt vndt wacht Steht alles in seiner Macht." — „Christian Ludwig ist wieder vnpaß gewesen, ist mir nicht wohl darbey. Got Erhalt ihn und laß ihn doch noch lang leben. Das Drunkelchen ist ihm Noch so lieb vnd wen er dem zu viell thutt, wirt er krang darvon, bekombt alß dan die herzkolk vndt die scherz nicht." — „Ich wünsche, daß Euch Mein Georg Wilhelm antreffen möge in gesundheit vndt aller Vergnugung, wollt Got ich wehr itzunt an sein Plaz oder kont mich ein wenig in Piepsak Steken." — „Nun muß ich Euch sagen, daß Friz Mein Sohn so Mechtig dick ist, daß ich es nicht Sagen kan, ist noch kleiner als C. L. vnd G. W. ich hab mich davor verschrekett, sonst ist Er gutt gnug, aber das Aug, wie man sagt, mag auch gern was haben, wen ich Ein freulein wehr, ich Nem ihn gar schwerlich."

Da ist vor allen der pfälzische Fürstinnenkreis, dessen männlicher Mittelpunkt Karl Ludwig ist. Zwar seine erste Gemahlin, die Kurfürstin Charlotte, ragt gar nicht hervor. Sie repräsentiert jene in französischer Weise erzogenen Fürstinnen von mittelmäßigem Geiste, die deutsch zu fühlen ziemlich verlernt haben. Ihre deutschen Briefe sind höflich, ohne Natürlichkeit, ohne Gemüt geschrieben und wimmeln von französischen Worten. Sie zeigen so recht den Unterschied zwischen dem bürgerlichen Wesen der Mehrzahl hochgestellter Frauen[1]) und der kalten, launenhaften und vergnügungssüchtigen, dem Wesen der Zeit mehr entsprechenden Art dieser Fürstin.

Ihre Nebenbuhlerin, die spätere Gemahlin des Kurfürsten, die Raugräfin Luise, eine geborene Gräfin von Degenfeld, hat, trotzdem sie die neue Weltbildung genossen hat, mehr von der alten Art. Ein Freudenleben führte die sanftmütige Frau nicht. So waren ihr die Kinder in ihrer Zurückgezogenheit Alles. Ihre mütterlichen Briefe sind auch am schönsten. Neben den französischen Worten kommen da auch volkstümliche Redensarten,

[1]) Biedermann a. a. O. II, 1. S. 97.

wie „will ich Euch braff blatschen vor Ewere nachlässigkeit",[1]) ja Derbheiten vor, wie „daß ist ein brif von lautter staats-sachen, braucht in an gewisem ohrt! meritirts!"[2]) In den Briefen an den Gatten ist sie formeller, als Liebende wie als Leidende. „Das ist meiner ohnberedtsamkeit leider schuld, daß ich mich nicht woll explicieren kann",[3]) klagt sie in einem Briefe an Karl Ludwig. — Noch zwei bedeutende Frauen gehören diesem Kreise an: Sophie, die spätere Kurfürstin von Hannover, die Schwester Karl Ludwigs, und Liselotte, die nachmalige Herzogin von Orleans, seine Tochter. — Sophie ist schon eine Fürstin nach dem Herzen des achtzehnten Jahrhunderts. Ganz französisch erzogen, hochgebildet, geistreich — geistreich, eine ganz neue Eigenschaft für die deutsche Frau — aber auch ebenso wie ihre Tochter Sophie Charlotte von Preußen nicht frei von schlechten Sitten. Sie ist gereist und kennt die Welt: ausländisches Wesen macht sich bei ihr daher stärker geltend. Ihre ausgedehnte und interessante Korrespondenz ist größtenteils französisch. Sie liebt geistreiche Unterhaltung. An ihren Bruder schreibt sie einmal: „Voicy une lettre bien stilisée, c'est que je n'ay point recue de vos lettres cette semaine pour m'inspirer de l'esprit et je ne voys que des gens fort stupides. Sie ist die Freundin und Korrespondentin des großen Leibniz und zeigt ein großes Interesse für die Wissenschaft. Aber in den deutschen Briefen an ihre Verwandten, die freilich arg mit Fremdwörtern durchsetzt sind, zeigt sie doch durch ihre natürliche, von jedem Ceremoniell freie,[4]) volkstümliche[5]) und oft drastische Weise die Verwandtschaft mit dem Geiste, der die Frauenwelt in Deutschland bisher beseelte. Noch mehr ist das bei ihrer Nichte Lise Lotte von der Pfalz der Fall.

---

[1]) Bibl. d. litter. Vereins. Bd. 167, S. 266.

[2]) Ebend. S. 453.

[3]) Ebend. S. 430.

[4]) Wie sie sich unterschreibt als „ihnen allen ergebene ohne complementen Sophie Courfürstin" (Publik. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 114), so bittet sie auch die Verwandten: „Schreibet mir doch auch ohne complement" (Ebenda S. 24).

[5]) Sie führt gern volkstümliche Redensarten, Lieder und Sprüchwörter, wenn sie auch derb sind, an, z. B. Publikationen Bd. 26, S. 184; Bd. 37,

Lise Lotte's treffliche Eigenschaften, die volkstümliche Originalität, ihre heitere und herzliche Natürlichkeit sind aus ihren Briefen bekannt und berühmt. Uns bietet sie ein doppeltes Interesse. Sie liefert zunächst den schlagendsten Beweis für die Tradition jenes von uns geschilderten deutschen Frauengeistes. Sie stirbt 1722 als französische Fürstin. Aber bis zu ihrem Tode hat sie während eines Lebens inmitten des sittenlosesten Pariser Strudels trotz der französischen Erziehung genau jene Denk- und Gefühlsweise bewahrt, die wir bisher an der deutschen Frau beobachtet haben, die ihre Wurzel hatte in dem Familiengeiste, ihrem häuslich beschränkten, frommen Sinn und Gemüt. Unter allen ihren Briefen zeigt der folgende kurze an den Raugrafen Karl Ludwig ihr ganzes Wesen fast am besten: „Auß meinem bett morgendts umb 10 Uhr. Hertzlieber schwartzkopff! es freüdt mich im hertzheüßelle drine, das Du, mein gutter bub, ahnkommen bist. Keine entschuldigung! Ihr müßt heüte gegen abendt herkommen, Ihr mögts auch machen, wie Ihr wolt, den es verlangt (mich) gar zu sehr, Eüch zu sehen, undt zu ambrassiren; nirgendts, alß hir werdt ich Eüch sagen, was Ihr zu thun habt."

Aber eine zweite Beobachtung läßt sich hier machen. Wir haben es mit einer vollendeten Briefschreiberin zu thun. So viel sie schreibt, so gut schreibt sie, wenn auch ihr Deutsch mit Fremdwörtern durchsetzt ist. Aber, worauf es hier ankommt: der familienhafte, natürliche Zug ist bei ihr geblieben, aber das alte Ungeschick ist geschwunden. Ihre Briefe werden von den Verwandten bewundert. Briefschreiben ist ihr Vergnügen, den ganzen Tag sitzt sie am Schreibtisch und plaudert und plaudert. Hier darf ich noch einmal der französischen Frauen gedenken. St. Beuve macht die richtige Bemerkung, daß in der Epoche Louis XIV. alle Frauen von Welt avec un charme schreiben, qu'elles ont toutes le don de l'expression et que M'me de Sévigné n'est que la première dans une élite nom-

S. 72, 144, 242, gebraucht volkstümliche Wendungen, Bd. 37, S. 256 („da doch viele die finger nach werden lecken"). Volkstümlich-humorvoll klingt auch eine Wendung, die auch Luther einmal ähnlich braucht (vgl. meine Gesch. d. d. Briefes I, S. 115): „Ich werde in wenig dagen in das 76. jhar tretten, das ist eine krankheit ohne hülf" (Publik. Bd. 37, S. 288).

breuse. Das finden wir jetzt auch bei Lise Lotte. Auch die „unförmlichen Weiberschreiben" hatten für uns Reiz, aber als Zeichen einer tüchtigen und unverdorbenen Natur. Jetzt beginnt die Fähigkeit, im Brief anmutig zu plaudern und für Gefühle nicht nur einen naiven, sondern einen schönen Ausdruck zu finden, auch bei den deutschen Frauen. Es ist nicht mehr so lange hin bis zu Frau Luise Adelgunde Victoria Gottsched.

Der bisherige Zustand der Frauen hat sich doch gegen Ende des Jahrhunderts in mehrfacher Richtung geändert. Abgesehen von dem mehr und mehr sich geltend machenden schlechten Einfluß der Höfe auf die vornehmen Frauen, worüber schon gehandelt ist, finden wir doch auch sonst Erscheinungen, die auf ein Heraustreten aus der bisherigen Abgeschlossenheit deuten. Die Litteratur zeugt zunächst davon. Die erste Hälfte des Jahrhunderts zeigt so gut wie gar keine Frauennamen von litterarischer Bedeutung. Es wäre auch nach unserer Schilderung des Zustandes der Frauenwelt das Gegenteil auffällig. Das ändert sich in der zweiten Hälfte. Wie wir zunächst bei vornehmen Frauen vermöge der genossenen Bildung oft ein lebhaftes Interesse für Wissenschaft und Gelehrsamkeit gefunden haben, so finden wir auch ein unglaubliches Anwachsen des weiblichen Anteils an der Litteratur, namentlich an der Dichtkunst. Aber auch die reine Gelehrsamkeit begann unter den Frauen immer mehr Anhängerinnen zu werben. Zu keiner Zeit — von der Gegenwart abgesehen — hat es mehr gelehrte Frauenzimmer gegeben als damals.[1]) Jene männlichen Verfechter der Frauenrechte, die schon im 16. Jahrhundert mit Agrippa von Nettesheim ihre Reihe beginnen, werden jetzt infolge der großen Menge berühmter Weiber sehr zahlreich. Die um 1700 immer größer werdende Litteratur nach Art jener Büchlein: Bibliothèque des dames, Eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers, Courieuse Schaubühne durchlauchtigst Gelehrter Dames zeigt das Interesse der Welt an dieser Erscheinung und läßt andererseits die Menge der schreibenden Frauen erkennen. Und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt beispielsweise die Bekannt-

[1]) Historisches Taschenbuch IV. Folge, 2. Jahrgang, S. 70. 83. 96.

schaft mit den damaligen philosophischen Streitfragen als notwendig für eine gebildete Frau.

Aber es ist doch zu bedenken, daß diese ganze Strömung mehr Modesache, als wirklicher Drang war, insofern auch die große Menge der Frauen wenig berührte. In bürgerlichen Kreisen war das Haus immer noch der Wirkungskreis der Frauen trotz der litterarischen Interessen, die hier und da weiter bestanden und in der Blütezeit der Litteratur wieder mehr Geltung gewannen.

Gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts erhebt sich aber unter den Frauen noch eine andere als diese wesentlich intellektuelle Bewegung. Obgleich auch sie hauptsächlich unter den vornehmen Frauen um sich greift, so zählt sie doch auch im Mittelstand zahlreiche Anhängerinnen. Mehr als jene gelehrte Strömung hängt sie — ich meine die pietistische Bewegung — mit dem bisherigen Zustand und Leben der Frauen zusammen: denn sie hat ihre Stätte wesentlich im Gemüt, und ihre Verbreitung läßt sich gerade aus dem abgeschlossenen Leben der Frauen erklären. Wir wissen, wie frommer Sinn gerade im Hause und namentlich bei den Frauen heimisch war; wir verstehen, wie sich in der stillen Häuslichkeit bei den Frauen ein reicheres Gefühlsleben entwickeln konnte, als draußen bei den Männern; wir erkennen, daß die Zustände jener Zeit vor allem den Frauen eine ungewisse und unbestimmte Sehnsucht nach Besserem einflößen mußten, eine Sehnsucht, die das damalige, in widerwärtigem polemischem Gezänk sich wohl fühlende Pfaffentum niemals stillen konnte. Und wir begreifen so, warum Frauen aus allen Ständen den neuen stillen Gemeinden sich begeistert anschlossen. Von den frommen Grafenhöfen, deren weibliche Angehörige nicht wie ihre katholischen Standesgenossinnen eine willkommene Zuflucht in den Klöstern fanden, wenn ihnen das Eheglück nicht beschieden war, bis zu den kleinen Leuten herab, zu denen die Verkünder der neuen Lehre wie zu ihresgleichen kamen: überall wurden die Frauen zuerst gewonnen.

Und so wurde auch hier die Frau aus ihrem bisherigen Kreise gerissen. Die „Stillen im Lande“ waren es, und in heimlichen Konventikeln mußte man öfter zusammenkommen:

aber es war doch für die Frauen eine Berührung mit neuen Elementen.

Das ist es überhaupt, was uns in dem Leben der Frau jetzt als charakteristisch entgegentritt. Die stille Zurückgezogenheit hört mehr und mehr auf, und ihr Leben gestaltet sich freier. Aber auch jetzt und bis heute vergessen sie nicht, daß ihre Eigenart, ihr Zauber und ihr Glück auf dem Hause und der Familie beruht.

Der Hofmeister.

In die absonderliche, vertrackte Welt des Rokoko und die steife, nicht minder absonderliche Welt des Zopfes gehört wie ein unentbehrliches Möbel, wie ein überkommenes Inventarstück der Hofmeister, wie er sich lieber nennen hört, der adelige Hofmeister, der gehubelte, unfreie, superkluge, eingebildete Hofmeister. Der heutige Hauslehrer in vornehmen Häusern, der Kandidat der Theologie oder Philosophie, ist der Ausläufer jener Menschengattung, aber seinem Leidensgenossen aus der Glanzzeit der ausgeklügelten und bis ins einzelnste zurechtgestutzten Kunst der Erziehung doch nicht entfernt zu vergleichen. Übrigens dünkte sich ein Hofmeister auch weit mehr als ein gewöhnlicher Hauslehrer, wenngleich ihn die Not auch öfter zwang, sich mit diesen untergeordneten Stellen zu begnügen. Die Verfasser der zahlreichen Büchelchen, welche von den notwendigen Eigenschaften eines Hofmeisters handeln, betonen auch sehr den „Unterschied zwischen einem hochverständigen Hofmeister und einem adelichen Präceptor oder Informator, welcher nur die prima principia denen noch zarten Gemüthern beyzubringen hat.“ Cornelius Lindner sagt darüber:[1]) „Es wird zwar von vielen das Wort Hofmeister nicht als etwas besonders von einem Informatore angesehen, sondern an vielen Orten promiscue genommen; jedennoch aber wird billich in Ober-Sachsen und

[1]) Kurtzer, doch nützlicher Unterricht für einen künfftigen Lehr- und Hof-Meister S. 218.

im Reiche ein Unterscheid unter diesen Personen observiret und nach der Frantzösischen Benennung ist ein Hofmeister nichts anders als ein Gouverneur junger Leute." Freilich, so lange dieser die Erziehung im Hause zu leiten hat, unterscheidet er sich wenig von dem Hauslehrer, aber des Hofmeisters eigentliche Welt ist das Reisen „mit jungen Herrn auf Universitäten oder sonst". Und der Magister Lindner bezeichnet den Hofmeister als „eine Person, welcher junge Herren anvertrauet werden, selbige in die Fremde zu führen, damit sie daselbst unter seiner Aufsicht sich aufhalten und die ihnen nöthige Gelahrtheit und Geschicklichkeit acquiriren mögen."[1]) Er hat also eigentlich weniger mit der Gelehrsamkeit, als mit dem savoir vivre, savoir faire seines Zöglings zu thun, und über dessen gelehrte Studien nur die Oberaufsicht zu führen oder, mit anderen Worten, er ist der für einen ungeleckten adligen Bären ausgewählte glückliche oder unglückliche Führer.

Dieses Bärenführen ist ein unumgängliches Erfordernis der guten alten Zeit und hängt mit der durchgängigen Bevorzugung der privaten Erziehung zusammen.

Durchmustert man die lange Reihe hervorragender Männer des 16. und 17. Jahrhunderts, so wird man eine ungeheure Zahl gewesener Hofmeister unter ihnen finden. Mit einiger Übertreibung kann man sagen: Wer nicht so vermögend oder so vornehm ist, in seiner Jugend einen Hofmeister zu haben, muß später selbst ein solcher werden. Die bekannteren Theologen jener Zeit, Professoren und Prediger, haben zum größten Teil diese Lebensstation durchgemacht, denn zu den Rekruten der Reichstruppe Gottes haben von jeher den größten Prozentsatz die Hungerleider gestellt. Aber auch die vornehmeren Juristen stellen ihr Kontingent; der spätere brandenburgische Rat und Resident Joh. Fr. Cramer, der Staatsrechtslehrer und Historiograph J. J. Mascov, der Jurist Chladni, der Professor Joh. Heumann, der Legations- und Hofrat König von Königsthal, der Rat Achenwall mögen erwähnt werden. Außerordentlich zahlreich sind endlich die früheren Hofmeister unter den Größen

[1]) Ebenda S. 222 f.

der schönen Litteratur. Aus dem 17. Jahrhundert sind Schottelius, Sigmund Betulius, der gelehrte Dichter Enoch Gläser, der ziemlich obskure Baerholtz, der geistliche Dichter Sinold, Joachim Neander, der Romandichter Joachim Meier, G. Mich. Pfefferkorn, Moscherosch neben vielen simplen Hauslehrern zu nennen. Noch länger wird die Liste im 18. Jahrhundert. Weniger bekannte Leute wie der Operndichter Joh. Sam. Müller, der Idyllendichter Jac. Fr. Schmidt, Ch. Gottl. Stöckel, der Anakreontiker Ewald, Joh. Fr. Jünger, Horn, Wekhrlin, Wezel und Bekanntere, wie Ch. Fel. Weiße, Gärtner, Gieseke, Gellert, Gleim, Götz, Chr. G. Heyne, Musäus, Hamann, Winckelmann, Jung-Stilling, Boie, Voß, Gotter, Leuchsenring, Leopold Wagner, Mendelssohn, der später französierte Grimm: alle haben das Hofmeisterleben gekostet, wenn auch nicht alle adlige Hofmeister waren. Auch Klopstock ist kurze Zeit Erzieher gewesen. Ebenso waren Kant und Fichte Hofmeister. Viele von ihnen waren schon als Hofmeister litterarisch thätig. Nicht ganz unzutreffend ist daher ein Wort Friedrichs des Großen, welches, wenn ich nicht irre, lautete: die deutschen Schriftsteller beständen meist aus gelehrten Pedanten, Kandidaten der Theologie, Schuster- und Schneidersöhnen und — Hofmeistern.

Man sieht, in jener Periode ist der Hofmeister in Deutschland wie im Auslande eine stehende Erscheinung. Der Biograph des abenteuerlichen Cagliostro kann zum Beispiel eine Zeit lang über seinen Helden nichts rechtes sagen: flugs macht er ihn zum Reisehofmeister. Das leuchtete jedem ein.

Dieses Hofmeistertum entwickelte sich zu der Bedeutung, wie sie aus dem eben Gesagten erhellt, erst im 17. und 18. Jahrhundert. Ursprünglich bestand die Institution nur bei Fürsten und großen Herren. Dieser Ursprung prägt sich auch im Namen aus. Im Mittelalter hat der Hofmeister ein wirtschaftliches Amt, seine Bedeutung entspricht ungefähr unserem „Hausmarschall". Daran müssen wir — die Stellung der Hofmeister des Königs im 15. Jahrhundert als vollkommene Staatsbeamte liegt uns fern — anknüpfen. Der Hofmeister eines jungen Fürsten ist auch in späterer Zeit zunächst eine Art wirtschaftlicher Beamter. Er hat die Besorgung alles dessen, was für

das Leben und Auftreten des jungen Herrn notwendig ist, zu veranlassen und die Oberleitung des ganzen Haushaltes. Dazu tritt dann — und das ist für uns wesentlich — auch die Aufsicht über die ganze Lebensführung des Prinzen: insofern wird er zum Erzieher. Er vereinigt also die Thätigkeit eines „Haushofmeisters", wie wir ihn kennen, mit jener beratenden Einwirkung, die wir noch heutzutage mehr als bei den Oberhofmeistern bei den Oberhofmeisterinnen unserer Fürstinnen finden. Mit dem eigentlichen Unterricht hatte also der Hofmeister eines jungen Fürsten nichts zu thun, nur insofern, als er für Heranziehung geeigneter Lehrer sorgte.

Der Hofmeister, der einen jungen Fürsten auf die Universität begleitet, ist daher immer ein Adliger, und neben ihm stehen die Kammerjunker und unter ihm erst die Präceptores.

Allmählich machte aber der Adel den großen Herren die Sitte nach. Zunächst wohl in Frankreich. Die jungen französischen Adligen, die deutsche Universitäten im 16. Jahrhundert besuchten, waren regelmäßig von Hofmeistern begleitet. Aber auch deutsche Adlige machten es früh nach; 1551 begleitete Martin Crusius z. B. zwei junge Adlige als Hofmeister. Und da in jener Zeit alles, was oben geschah, mit Begeisterung nachgeäfft wurde, so wurde die Hofmeisterei ganz allgemein, und eine Reihe Bürger thaten darin wie die Adligen. 1601 begleitete der spätere Lübecker Rektor Kirchmann den Lüneburger Bürgermeistersohn Witzendorf auf seinen Reisen. Der Name Hofmeister gewann dabei jene Bedeutung und Färbung, wie sie anfangs dargelegt ist. Oft verschwammen allerdings die Begriffe Hofmeister, Hauslehrer und Erzieher vollständig. Die Bezeichnung Hofmeister in unserem Sinn findet sich übrigens schon, freilich nur für großer Herren Kinder, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. So 1537 in Lorichius' Werk: „Wie junge fursten vnd großer herrnn kinder rechtschaffen instituirt vnd vnterwiesen mögen werden".[1]) Wesentlich für die ganze Entwickelung des Hofmeistertums ist aber, wie erwähnt, die immer stärkere **Betonung der privaten Erziehung** im 17. und

[1]) In der „Samml. selten geword. pädagog. Schriften" XI, S. 41.

18. Jahrhundert. Locke stellt diejenige Erziehung eines jungen Menschen von gutem Stande als die allein richtige hin, welche im Hause vor dem Gesicht des Vaters unter einem guten Hofmeister erfolgt. Als Gellert einmal von dem jungen Grafen Brühl hört, daß er nach Abgang seines Hofmeisters „künftig ohne Hofmeister leben solle," schreibt er mahnend der Mutter: „Dieser letzte Umstand, Gnädigste Gräfinn, beunruhigt mich nicht wenig."[1]) „Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht," heißt es in Goethes „Dichtung und Wahrheit," „vermehrte sich von Tage zu Tage." Es war auch für den Adel kaum möglich, ohne Hofmeister die so erstrebte feine Kavalierbildung nach französischem Muster, mit der man sich „in conversation vornehmer oder savanter Leute distinguierte", zu erreichen. Für die Kunst der Erziehung hatte man damals überhaupt das weitestgehende Interesse; „in einer solchen materie zu schreiben", war „allezeit à saison und nützlich". Es gab eine Unzahl von Lehr- und Handbüchern, von gelehrten Werken bis zu den von Hofmeistern verfaßten Büchlein: „Der Adeliche Hofmeister," „Die wohlerzogene Standesperson," „Der berühmte Hofmeister der adelichen Jugend" u. dergl. Daneben fühlten sich sonst Räte, Doktoren, namentlich auch die respektiven Väter veranlaßt, ihre Ansichten über Erziehung, die ziemlich stereotyp bleiben, in Instruktionen und Memorialen festzustellen. Gellert las sogar ein Kolleg „von den Eigenschaften eines Hofmeisters und der Bildung eines jungen Herzens."[2])

Das Hofmeistertum war also ein Bedürfnis, und dem entspricht die Menge der Hofmeister und ihre Bedeutung. Lenz wählte daraus den Stoff für eine „Komödie": „Der Hofmeister," die man sogar für ein Werk Goethes hielt; Rabener geißelt den Stand in seinen Satiren. Man empfand die Sache allmählich als ein Übel. Schon im 17. Jahrhundert klagten die Leiter der öffentlichen Schulen über deren Entvölkerung. Das wurde aber immer schlimmer. 1767 heißt es in Leipziger Schulakten etwas übertrieben, daß selbst „der gemeine Bürger, bis zum Markthelfer, Holzhacker und Tagelöhner herab, weil es aller-

[1]) G. Briefe an Frl. v. Schönfeld, S. 259.
[2]) Briefwechsel mit Dem. Lucius S. 95.

orts Mode worden, einen Hofmeister habe."[1]) Freilich heißt es in einer moralischen Wochenschrift: „Beim Bürgerstande sind Hofmeister nur zum Staate da."[2])

Den meisten mochte die Hofmeisterstelle als eine willkommene Versorgung erscheinen; so konnte man geduldig besserer Zeiten harren. Schon 1643 suchte der ehrenfeste und sehr angesehene Nürnberger Patrizier Lukas Friedrich Behaim für sein Mündel auf diese Weise eine Unterkunft. Dem Obersten Thomas Baron du Blessel schrieb er folgenden Brief, den ich in den Schätzen des Nürnberger Nationalmuseums fand:

„Hochwohlgeborner Freyherr
gnediger Herr vnd Obrister

Euer Gnaden verbleiben meine zwar annoch vnbekante, doch vf alle begebenheit geflißne Dienst, bestem Vermögen nach bevor, Vnd hab ich mich darumb erkhünet, E. Gn. mit diesem schreiben vnterdienstlich zu behelligen, dieweil Monsieur Geörg Kreblinger mir zu verstehen gegeben, nachdeme Er von einem Erbaren Rath der Statt Danzig zu dessen Diensten in die Canzlei vocirt worden, das also dieselbe wider eines feinen Jungen Menschen zur information E. Gn. lieben jungen Herrschaft benötigt weren, welcher auch ins künfftig mit denselben perigrinirn möchte. Wann ich dann meinen Jungen Vettern vnd Pflegsohn, Martin Sigfridt Pfinzing von Henfenfeldt, tutoris nomine, nicht allein von Jugendt auf zu den studijs anweißen lassen, sondern Er auch nun in das dritte Jahr solche zu Königsberg auf der Churf. Vniversitet exolirt hat, Also das ich hoffen wolte, Er zur institution E. Gn. liebsten Jugendt gnugsam vnd bastant sein solte, Solchemnach vnd dieweil bey iezigen Kriegerischen leüften, da man das vermögen weder in der Statt noch auf dem landt geniesen kan, Er von seiner geliebten Frau Mutter de proprio nicht kann verlegt vnd vnterhalten werden, vnd dahero auß noth vornehmer Herrn dienst vnd beyhülf sich gebrauchen muß, Ist und gelangt an E. Gn. mein vnterdienstlich bitten, obgedachten meinen Jungen Vettern nicht allein an besagten Mr. Kreblingers statt vor anderen in gnaden an vnd

[1]) Stephan, Beitr. z. Praxis d. Volksschulunterrichts im 18. Jahrh. S. 5.
[2]) Der Patriot I, 85.

aufzunehmen, Jhme die Junge Herrschaft zu vertrauen vnd dabei versichert zu sein, das Er in solch seinem dienst sich fleisig, treü vnd gehorsam, ia also erzaigen werde, das E. Gn. nicht allein wol mit Jhme zufriden sein, sondern auch selbigen mit den Jungen Herren ins künfftig weiter zu verschicken kein bedenken haben sollen." ꝛc. ꝛc.

Es waren nicht immer Leute aus so gutem Stand, welche augenblickliche Not in die Hofmeisterstellen trieb. Viele waren arme Schlucker, die froh sein mußten, der gnädigen Herrschaft Brot essen zu können. Gewöhnlich waren die Hofmeisterkandidaten indessen Leute, die eben ihre Studien beendet hatten und, wie Chr. Fel. Weiße[1]) von sich sagt, „wegen Mangel an nöthigen Unterhaltungsmitteln in großer Verlegenheit" waren. „Stirbt in Copenhagen nicht ein Secretair", schreibt der junge Claudius an Gerstenberg,[2]) „oder braucht nicht ein junger Herr einen Hofmeister, mit ihm auf Universität zu gehen?" Manche mochten nicht wissen, was sie sonst beginnen sollten. Manche trieb der Gedanke, auf dem Umweg einer Hofmeisterstelle durch Liebedienerei zu einer guten Pfarrei gelangen zu können; diese alte Sünde tadelt schon Lorichius:[3]) „Derhalb muß er all sein sin vnd gedanken dahin richten nicht, das er will Präbenden vnd Pastoreien erlangen oder viel gelts sammeln". Manche wieder wollten die Welt sehen; so sagt der Magus aus Norden, Hamann:[4]) „Unterdessen hatte mir immer im Sinn gelegen, eine Hofmeisterstelle anzunehmen, um Gelegenheit zu finden, und in der Welt meine Freiheit zu versuchen." Unklare Vorstellungen machten sich die meisten über die zukünftige Herrlichkeit, und der großen Menge spricht der Schulmeister Wenzeslaus im „Hofmeister" von Lenz[5]) aus der Seele: „Nun ja freilich, der Hofmeisterstand ist einer von denen, unus ex his, die alleweile mit Rosen und Lilien überstreut sind, und wo einen die Dornen des Lebens nur gar selten stechen. Denn was hat man zu thun?

[1]) Selbstbiographie S. 19.
[2]) Ungedr. Jugendbriefe d. Wandsbecker Boten, herSg. v. Redlich S. 8
[3]) a. a. O. S. 6.
[4]) Schriften und Briefe herSg. von Petri Th. I. S. 90.
[5]) Ges. Schriften herSg. v. Tieck. S. 39.

Man ißt, trinkt, schläft, hat für nichts zu sorgen; sein gut Glas Wein gewiß, seinen Braten täglich, alle Morgen seinen Kaffee, Thee, Schokolade, oder was man trinkt, und das geht dann immer so fort."

Zu diesen Herrlichkeiten, die sich freilich sehr bald als Trugbilder herausstellten, suchte die Mehrzahl der jungen Leute durch die Gunst eines beliebigen Professors zu gelangen. Denn an diese wandten sich die hofmeisterbedürftigen Herrschaften gewöhnlich. „Ich weiß," sagt so ein fingierter Briefschreiber bei Rabener,[1]) „in welchem Ansehen Sie in Leipzig stehen, und daß Ihr Vorzimmer beständig von solchen krummgebückten Creaturen voll ist, welche Hofmeisterstellen oder Informationes suchen." In der That ist Leipzig im 18. Jahrhundert der Ort, von dem die meisten Hofmeister ausgingen. Namentlich der gute Gellert, wie früher A. H. Francke in Halle für den pietistischen Adel und später Chr. Fel. Weiße[2]), hatte nach Jean Pauls Ausdruck „dieses Patronatrecht, Hofmeisterstuben zu besetzen."

War nun so ein junger Mann glücklich in den Besitz einer Hofmeisterstelle gelangt, so zeigte sich diese sofort von einer Seite, an die er bisher nach Jugendart nicht gedacht hatte. Mit der Stelle waren Anforderungen verbunden, die nichts weniger als einfach waren. Der Satiriker Neukirch hat sie in Reime gebracht:

> Man suchet einen Mann, der in der Welt gewesen,
> Der seine Weisheit nicht darf aus den Büchern lesen,
> Der, was der Spanier und der Toskaner sagt,
> Und was der Britte spricht und der Franzose fragt,
> Bis auf den Grund versteht, geübt, nach Kunst zu singen,
> Mit Fechten umzugehn, nach der Cadenz zu springen,
> Bei fremden Wirten sich durch Witz bekannt gemacht
> Und sieben Grafen schon halb durch die Welt gebracht.

Schon die Eigenschaft, die nach Locke für den adeligen Hofmeister am nötigsten ist, „daß er selbst wohlerzogen sei, daß er zu leben wisse, daß er die Welt wohl kenne", war bei wenigen nur, am ehesten noch bei den älteren Hofmeistern, denen das Bärenführen zur zweiten Natur geworden war, zu finden. Liest

---

[1]) Satiren III. Teil S. 18.

[2]) Vgl. Stephan in Zeitschr. f. deutsch. Kulturgesch. N. F. I, S. 306.

man aber den „Adelichen Hofmeister" und ähnliche Büchlein, so begegnet man nach Art jener Zeit der albernsten Anhäufung von allen möglichen moralischen und intellektuellen Anforderungen. Zunächst soll er „die Tugend zur Saugamme haben", fromm, gerecht, ehrlich, liberal, mäßig (in den verschiedensten Beziehungen), sanftmütig, geduldig sein.

Weiter muß er dann „mit Erudition und Wissenschaften sonderlich ausgezieret seyn", ein guter Theolog, ein guter Politikus, ein guter Historikus und Geograph, ein Kenner der Genealogie, ein trefflicher Philosoph und Mathematiker sein, endlich die Sprachen, „nicht eben Syrisch, Arabisch, Hebräisch, Griechisch, aber doch Lateinisch, Französisch und Italienisch" kennen, damit sein Zögling lernt, überall mitzureden. Die Kenntnis der schönen Litteratur und die Kunst, die damals viel galt, „zierliche Briefe zu schreiben", sind für ihn nicht minder notwendig. Andererseits darf er wieder kein Pedant, sondern muß ein galant-homme sein; denn darauf kommt es, wie erwähnt, bei den eigentlichen Hofmeistern ja besonders an. Untadelige Conduite, musterhaftes Benehmen, alle gesellschaftlichen Talente — z. B. muß er tranchieren können — müssen ihm eigen sein. Er muß eine „gute taille haben". Und die Liste des Notwendigen ist noch nicht zu Ende. Er soll ein Mann von trefflichen „Leibesqualitäten", muß gesund und darf nicht häßlich sein und soll ein wohlklingendes Organ haben. Ist er nun auch noch musikalisch, kann er „Tanzen, Fechten, Reiten, Voltigieren, Ballschlagen, Fahnenschwingen und dergleichen," so darf er den Anspruch erheben, ein vollendeter Hofmeister zu sein.[1])

Daß alle diese Forderungen der kleinen schweinsledernen Bücher nur pia desideria waren, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Verfasser sind sich dessen auch bewußt und wollen „nur ein Muster eines rechtschaffenen Hofmeisters vorstellen". Aber es ist nichts so unvernünftig, daß es nicht möglich sein sollte. Daß der Hofmeister zum Beispiel zugleich Tanzlehrer sein müßte, galt manchen als selbstverständlich, wenn auch andere nicht

[1]) Vgl. weiter die von Stephan angeführte satirische Anzeige aus „dem Einsiedler". Z. f. d. K. G. I, 309 f.

solche Anforderungen stellten. So finde ich an dem Rande einer auf der Universitäts-Bibliothek zu Greifswald befindlichen, von Johann Böttlicher herstammenden Abschrift eines Methodus studiorum, den 1718 ein Rat von Jäger ausgearbeitet hatte, bei dieser Tanzfrage bemerkt: „Ob man compendii gratia diese fonction zugleich dem sogenannten Hofmeister sol auftragen, weiß ich, daß wenige in affirmativam incliniren.“ Immerhin „inclinirten“ noch genug: Rabener spottet darüber, und auch im Lenzschen Hofmeister muß Läuffer seine Tanzkünste zeigen. Rabener spottet aber, daß viele noch weiter gehen und von dem unglücklichen Menschen „über die Wissenschaften alle mögliche Handdienste fordern, und es gern sähen, wenn er Hofmeister und Perükenmacher, und Hausvoigt, und Kornschreiber zugleich wäre“.[1]) Ähnlich meint der gelehrte Büsching,[2]) da er erzählt, wie er als Hofmeister bei dem Grafen von Lynar auch mit den kleinen Enkeln gespielt und einem, dem Prinzen Heinrich XXXVII. Reuß, das Gehen gelehrt habe, scherzhaft: „Von den alten sieben freyen Künsten eines Magisters ist eine und die andere aus der Mode gekommen, an deren Statt man andere setzen muß“. — Büsching hatte es aber bei weitem nicht so schlecht. Sein Zögling hatte sowohl einen besonderen französischen Sprachmeister wie einen Tanzmeister. Und so war es bei den meisten vornehmen Familien Brauch.

Wie standen nun zu diesen hochgespannten Anforderungen die Hofmeister? Daß sie niemand erfüllen konnte, ist klar. Aber die meisten dachten überhaupt nicht daran, die Sache besonders ernst zu nehmen, sondern machten sich wenig Kopfzerbrechens und bemühten sich, möglichst wenig sich um das anvertraute „Erziehungssubstrat“ zu kümmern. Hamann folgte bei dem General v. Witten zwei Hofmeistern, „davon der eine ein Windbeutel und roher Mensch, und der andere ein seichter Kopf gewesen war.“[3]) Auf den Universitäten, den eigentlichen Hofmeisterparadiesen, war ihnen, wie wir später sehen werden, der an-

---

[1]) a. a. O. S. 14.

[2]) Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen VI, S. 129.

[3]) Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften I, S. 51.

vertraute junge Herr nur eine unangenehme Zugabe. Überall vernimmt man daher Klagen.

Schon recht früh und selbst über die prinzlichen Hofmeister ertönen solche. So schreibt Lise Lotte von Orleans, daß der alte Kurfürst von der Pfalz oft gesagt habe, „daß das Geschlecht von den gutten hoffmeister undt hoffmeisterinnen gantz außgestorben sey.“ [1])

Aber wenn die eine Partei, die Eltern und Verwandten, jammerte, so klagte die andere, die Hofmeister, Stein und Bein. Die einen mit Recht, und die anderen nicht mit Unrecht. Gerade die tüchtigsten Hofmeister fühlten sich oft kreuzunglücklich. Boie schreibt in dieser Zeit traurige Briefe an seine Eltern und Freunde, Gotter tröstet, ihm sei es nicht besser gegangen, und meint mit Bezug darauf, daß Boie unlustig seine Stelle niedergelegt hatte: „Artig ist es doch, daß wir beyde zu gleicher Zeit unsrer Würde entledigt worden sind. Findeisen ging mit seinem Beispiele voran, der Genius, der ihn erlößte, kam hierauf zu mir, und so weiter. Wir sind doch nicht vielleicht alle drey unter einem Gestirne gebohren — sonst wollen wir diesem Planeten die Eigenschaft hinzusetzen lassen: ist den Hofmeistern mißgünstig.“ [2])

Solche Klagen waren nicht ohne Grund. Denn die Behandlung der Hofmeister war gewöhnlich recht schlecht, und überall hatten sie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Gemeinhin sah der Vornehme sie als Bediente „und, wenn er recht artig denkt, als die Vornehmsten seiner Bedienten“ an. Der Kanzler Esaias Pufendorf schließt die Instruktion für seinen Hofmeister mit dem Bemerken, daß er nicht gestatten werde, daß ihm einige moleste von meinen andern bedienten und gesinde zugefügt werde“. „Ihr beklagt euch so viel übern Adel,“ sagt der Geheimrat bei Lenz,[3]) „und über seinen Stolz, die Leute säh'n Hofmeister wie Domestiken an, Narren! was sind sie denn anders? Stehen sie nicht in Lohn und Brod bei ihnen wie jene? Aber wer heißt euch ihren Stolz nähren?

[1]) Bibl. d. litt. Vereins Bd. 107, S. 504.

[2]) Weinhold, H. Chr. Boie S. 24.

[3]) a. a. O. S. 17.

Wer heißt euch Domestiken werden, wenn ihr was gelernt habt, und einem starrköpfischen Edelmann zinsbar werden, der sein Tage von seinen Hausgenossen nichts anders gewohnt war, als sklavische Unterwürfigkeit?" Recht schön und wahr! Aber ein schlechter Trost! Und überdies spricht hier weniger der Geheimrat, als Lenz selbst, und durch Lenz die neue Zeit, die sich grollend ankündigt! Ach, viele waren gar nicht so stolz, sie hatten meist Bedientenseelen, also mochten sie auch unter den Bedientenseelen rangieren, wenn sie sonst gut behandelt und — bezahlt wurden.

Doch die Besoldung war auch nicht immer glänzend. Das waren seltene Stellen, wie die des Hofmeisters Le Roi beim Grafen Schuwalow. „Er hatte," erzählt Büsching,[1] „um dieser Stelle willen, die ihm jährlich tausend Rubel baaren Gehalt einbrachte, sein Professorat niedergeleget, war aber ein Sklave." Durchschnittsgehalt war vielmehr höchstens die Summe, die Büsching erhielt, 100 Thaler. Anfangs bezog er nur 80, „denn mehr war damals (1748) an den gräflichen Höfen dieser Gegend (Thüringen) nicht gewöhnlich." In Niederdeutschland, wo der Adel stärker saß, und die Universitäten spärlich waren, stand es besser, als in Ober-Sachsen. Doch wurden dort um 1720 auch nicht mehr als 50—60 Thaler gegeben (in Ober-Sachsen und im Reiche 20 – 30). „Mancher meinet," heißt es im „Adelichen Hofmeister",[2] „er thue ein großes, wenn er 50, 60, oder endlich wohl 100 Thlr. jährlich dem Hofemeister zur Besoldung gebe." Daß dies nicht pro domo geschrieben ist, zeigt eine Äußerung in den Briefen der Frau Gottsched: „Mehr als 40 Thlr. wollte man nicht an einen Hofmeister wenden, dabei sollte er auch noch die Verwalterrechnungen mit besorgen."[3]

Für alle die wenig erfreulichen Seiten des Hofmeisterlebens konnte wenig oder nichts entschädigen, es sei

[1]) a. a. O. S. 171. Eine gute Stelle hatte auch J. R. Wiprecht bei dem jungen Grafen Keyserling. Er erhielt jährlich 400 Rthlr., freie Station und die Versicherung, nach vollendeter Erziehung 300 Thr. Pension jährlich Zeitlebens zu beziehen. Bernouilli, Sammlung kurzer Reisebeschreibungen 1783, Bd. IX, S. 12.

[2]) S. 93.

[3]) Vgl. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. II, 1, S. 543.

denn, daß es manchen freute, sich in jener servilen Zeit ein Air als adeliger Hofmeister zu geben. Nicht viel Erfreulicheres wird uns begegnen, wenn wir jetzt näher auf das Leben der Hofmeister im Hause und in der Fremde eingehen.

Über das häusliche Hofmeisterleben klagen alle ohne Ausnahme. Hören wir zuerst einen, dem in seinen Hofmeisterstellungen durchweg Achtung entgegengebracht wurde, und der doch klagte, Joh. Georg Hamann.[1]) „Ich ging wie ein muthig Roß im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Absichten, mit weniger Klugheit, und mit zu vielem Vertrauen auf mich selbst und Zuversicht auf menschliche Thorheiten bei dem Gutem, das ich that oder thun wollte.“ So schreibt er über seine erste Stelle bei der Baronin Budberg. Bald beginnen die Klagen über „den Verdruß und die Mühe, die mit diesem Geschäft unvermeidlich sind.“[2]) Und trotzdem er nach seinen eigenen Worten „Ansehn genug im Hause“ hatte, blieb er nicht ein halbes Jahr dort. Die Schuld schreibt er selbst seiner „ungeselligen oder wunderlichen Lebensart“ zu.

Der Abschied war seitens der Baronin freilich schroff genug. Eines Tages nach dem Essen erhielt Hamann einen höchst unorthographischen Brief, der begann:[3]) „Da die Selben sich gahr nicht bey Kinder von Condition zur imformation schicken, noch mir die schlechten Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn so auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen“, und der neben dem Kompliment, er sei nur „eine Seuhle mit vielen Büchern umbhangen, welches noch gahr nicht einen geschickten Hoff-Meister ausmacht“, die Aufforderung enthielt, in 3 Tagen das Haus zu verlassen. Auch bei dem Salair benahm sich die Baronin sehr knauserig. — Nach diesem ersten Unfall nahm ihn der General von Witten als Hofmeister an. Wieder ging es ihm gut. Alle begegneten ihm freundlich. „Mittags und Abends habe ich meine Carafine Wein und der ordentliche Besatz (des Tisches) ist fünf oder sechs Gerichte. Meinen beiden jungen

[1]) Schriften und Briefe herausgeg. von Petri Bd. I. S. 92.

[2]) Gildemeister, a. a. O. S. 40.

[3]) Ebenda S. 47

Herren fehlt es nicht an Munterkeit; sie reden fertig französisch und man hält hier einen französischen Bedienten zu ihrer Uebung im Reden."[1]) Aber wieder wurde er anspruchsvoll, „unzufrieden, ungeduldig"; dazu kam abermals der aufgefangene Brief, und er ging — diesmal in Frieden. „Der Herr General umarmte mich noch."

Hamann konnte also eigentlich nur über sich, nicht über andere klagen. So gut, wie ihm, ging es aber den Hofmeistern in vornehmen Häusern selten. Daß sie zu allen möglichen Diensten gebraucht wurden, ist schon erwähnt. Hamann mußte für den General und dessen Sohn die Neujahrsschreiben erledigen, und das war weiter nicht schlimm. Andern wurde mehr zugemutet. In einem von Biedermann erwähnten[2]) Tagebuch eines Hofmeisters in einem adligen Hause Sachsens ist z. B. von manchen fremdartigen Dienstleistungen, für welche der gnädige Herr und die gnädige Frau ihn selbst in Anspruch nahmen, die Rede.

Aber auch bei der Erziehung der jungen Standesherren selbst hatten die Hofmeister mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht immer mochte ihnen der Grundsatz einleuchten, den Rat Friesen in den Vorschlägen wegen Information der jungen Grafen Bielken an die Spitze stellt:[3]) „Bey Erzieh- und informirung Großer Herren Kinder, welche durch deren Geburth und Stand zu Künftiger regiments und Etats-Verrichtung gewidmet, ist wol zu bemerken, daß selbige wollen, müssen und können auf gantz andere Art aufgebracht werden wie sonst gemeiniglich Bürger und Mittelstandes Kinder pflegen." Nicht jeder konnte es den Eltern mit dieser kavaliermäßigen Erziehung recht machen. Andrerseits mochten viele über die fortwährenden Störungen, welche die Stunden, in denen sie sich mit dem jungen Herrn beschäftigten, durch fremde Besuche erfuhren, oder über

[1]) Ebenda S. 53 f.

[2]) a. a. O. II, 1. S. 138. Ich habe dieses Tagebuch, das sich nach Biedermanns Citat (Vgl. II, 3. S. 1229) und auch nach einem neuerlich an mich gerichteten Brief auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen befinden soll, dort nicht mehr erhalten können. Es ist dort vergeblich nach demselben gesucht worden.

[3]) In dem oben erwähnten Band von Abschriften durch Johann Böttischer auf der Greifswalder Universitätsbibliothek.

das fortwährende Dreinreden ergrimmen. Aber wenn sie dagegen Widerspruch erhoben, so wurden sie über ihre Stellung als unverständiger Mensch „von gemeinerem Stoffe" hinreichend aufgeklärt.

Und so hochmütig der Hofmeister behandelt wurde, so demütig und kriechend sollte er hinwiederum sich stellen. Sein Benehmen im Hause, namentlich gegenüber dem weiblichen Teil, wurde mißtrauisch beobachtet, jeder Verstoß bemerkt. Mit respektvollsten Komplimenten und Schmeicheleien hatte er den Herrschaften zu begegnen. Nur dann konnte er auf einige Anerkennung als „feiner Mensch" rechnen. Selbst Büsching, der eine treffliche Stellung hatte, mußte diese Erfahrung machen. „Im Anfang," erzählt er,[1] „war der Gesandte, Graf zu Lynar, nicht mit mir und ich nicht mit ihm zufrieden. Er hatte eines und das andere nicht von mir, und ich hatte manches nicht von ihm erwartet. Er hatte sich vorgestellet, daß ich in der abhängigen Geschmeidigkeit weitergehen und ich, daß seine Großmuth stärker seyn würde." Kam nun zu alledem noch Widerspenstigkeit der Zöglinge — denn nicht immer bezeugten diese, wie die jungen Prinzen Gallizin dem späteren Zittauer Rektor Hoffmann, „so viele Gnade und Liebe, daß er niemahls genug zu rühmen gewußt"[2]) — so hatte er die Hölle auf Erden. Das Leben im adligen Hause war also in den seltensten Fällen erquicklich. Scheffner[3]) erzählt von seinem Hofmeister, der von ihm „ad altiora einer adlichen Hofmeisterey" geschritten war, aber bald wieder kam, „da er in der glänzenden adlichen Condition das Dünne der Vergoldung entdeckt hatte." Diese Entdeckung mußten viele machen.

In einem sonst nicht gerade bedeutenden Buch, den „Briefen über die Neueste Moral", wird der Lebenslauf eines armen Hofmeisters, der überdies kein Lumen ist, geschildert.[4]) Herr Z. „fieng von kleinem an" und zog zunächst — denn seine Armut

---

[1]) a. a. O. S. 165.

[2]) M. Gottfried Hoffmanns Lebensbeschreibung von Didascalophilo. S. 93.

[3]) Mein Leben S. 12 und 15.

[4]) Bd. II, S. 195 ff.

erlaubte ihm nicht die Fortsetzung des akademischen Lebens — zu einem Pächter als Hofmeister, „um in zween unerzogenen Buben das auszubilden, was man eine menschliche Seele nennt.“ Mit diesen mußte er sich, gleichsam als „Großknecht“, plagen und abends mit dem Herrn Vater Brett spielen. Dann zieht er zu einem Edelmann. Das „vergnügte“ Leben, das er dort führt, wird genügend illustriert, und wenn derartige Schilderungen auch übertrieben sein mögen: sehr viel Wahres ist doch in ihnen enthalten.

Freier atmete der Hofmeister, wenn es endlich in die Fremde, auf die Universität oder in die Welt ging. Jetzt hörte die Ähnlichkeit mit dem Hauslehrertum auf, jetzt dünkte er sich ein freier Mann.

Es war im 16. Jahrhundert für die großen Herren Mode geworden, ihre Sprößlinge in Begleitung von Hofmeistern auf die hohen Schulen zu schicken, und im 17. und 18. Jahrhundert wurde es für alle reichen Leute Brauch. In Jena studierten von 1558—1658 26 Prinzen, 39 Grafen und 83 Freiherrn, um 1703 waren dort 88 Adlige. Später wurde von Adligen hauptsächlich Leipzig und noch später Göttingen frequentiert. — Für die Herren war aber im Großen und Ganzen der Universitätsbesuch ein Teil der großen Reise, die jeder Kavalier zu machen hatte. Tholuck führt einen Tübinger Visitationsbericht von 1608 an, wonach „junge nobiles studiosi gar keine lectiones publicas besuchen, noch bei dem decano facultatis artium inskribiert seien. Sie wenden vor, daß sie nicht Studien halber hier seien, sondern die Universität zu besehen.“ [1]) Überdies nahm der Adel durchweg eine bevorzugte und exklusive Stellung auf den Universitäten ein, die er erst in unserm Jahrhundert mehr und mehr eingebüßt hat. Jeder dieser Adligen hatte nun seinen Stab, bestehend aus Hofmeister und Bedienten. Der Hofmeister sorgte für Wohnung und Tisch des jungen Herrn, hatte die Leitung der Studien und das Recht zu verfügen, „wieviel Freyheit und Recreation ihnen zuzulassen seye.“ Meistens ist ihm noch eine besondere Instruktion erteilt.

---

[1]) Tholuck, D. akad. Leben des 17. Jahrh. I, S. 129.

Aus dem Tagebuche eines Hofmeisters, der einen jungen Grafen 1762 nach Leipzig begleitete, kann man den gewöhnlichen Studientag kennen lernen.[1]) Den Reit- und Tanzstunden am Morgen blieb der Hofmeister wohl fern. Dann aber hatte er von 9—10 den Grafen zu präparieren auf die Vorlesungen, die dann folgten. Nach Tisch von 1—2 Damenspiel mit dem Hofmeister oder „Zumfensterhinaussehen", dann Repetition mit demselben, Vorlesungen, dann wieder Repetition. „7—8 Promenade vor oder nach dem Essen; nach dem Abendessen Bibellesen, zur Erholung bisweilen noch Damenspiel mit dem Hofmeister, spätestens um 10 Uhr zu Bett." Besuche und dergleichen unterbrachen natürlich diesen regelmäßigen Gang. Solche Pläne wurden nicht immer innegehalten, aber im 18. Jahrhundert sind doch die Pflichten der Hofmeister sehr geregelt. Die Kollegien besuchten sie, namentlich zu Anfang, gleichfalls; Ch. F. Weiße, der sich dadurch selbst weiter bildete, hörte mit dem Grafen von Geyersberg täglich fünf Stunden Kollegia. Boie, der 1772 Hofmeister eines jungen Engländers in Göttingen war, hatte nur von 6—10 Uhr früh und oft auch nicht am Abend freie Zeit. Abends sollten die Hofmeister in der Regel das in den Vorlesungen Gehörte noch einmal mit dem Zögling durchnehmen. Mit den Repetitionen hielten es aber viele nicht sonderlich genau. Weiter war ihnen aufgegeben, möglichst viel bei Professoren zu verkehren. Oft hielten diese Mittagstisch, an denen Adlige mit ihren Hofmeistern teilnahmen. Der „Frau Doktorin" wurde dann öfter ein „Extra" verehrt. Im anderen Falle essen sie am liebsten vornehm zu Hause. Manche Eltern sorgten auch für das geistliche Heil ihres Sohnes und ordneten an, daß der Hofmeister mit ihm alle Sonntag zum Abendmahl gehe. Die unangenehmste Pflicht war aber die regelmäßige Erstattung von Berichten, namentlich über die geschehenen Ausgaben. Da zeigte sich denn die manchen Adligen eigene Knauserigkeit in hohem Grade. Der Hofmeister mußte bis auf den Groschen für Tinte oder Federreusen und bis auf die Pfennige für Nähnadeln alles

[1]) Biedermann a. a. O. II, 3. S. 1075 f. Einen andern Tagesplan findet man in der Erziehungsgeschichte des Grafen Keyserling in Bernouilli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen 1783, IX. Band S. 23 f.

berechnen und erhielt dann Verweise über Verweise wegen unnötiger Ausgaben. Boies erste Hofmeisterei endete so, daß er sagen mußte: „Ich habe also das Vergnügen, ein Jahr für Kost und Ehre gedient zu haben."[1]) Wie vorsichtig man in dieser Beziehung sein mußte, zeigt eine Äußerung des schon erwähnten Büsching:[2]) „Zu der Reise nach Dänemark bat ich mir von dem Grafen zu Lynar eine genaue Vorschrift in Ansehung der vorfallenden Ausgaben aus, um auf keinerley Weise anzustoßen; es gefiel ihm aber nicht, sie auf besondere Fälle so zu bestimmen, als ich es wünschte, indem er diesen Bestimmungen beständig auswich. Ich beschloß also zu thun, was Wohlanständigkeit und Klugheit nach meiner Einsicht erfordern würden, und allenfalls solche Artikel, die dennoch anstößig wären, auf meine Rechnung zu übernehmen."

Neben solchem Ärger über die Eltern gab es für den Hofmeister oft Ärger über den Zögling. Mancher Hofmeister hütete zwar seinen Zögling sehr genau. Wiprecht berichtet z. B.,[3]) daß er den jungen Grafen Keyserling nie ohne Aufsicht gelassen habe. „Nie ließ ich ihn allein in Gesellschaften gehen. Ich begleitete ihn überall und solchergestalt erhielt ich ihn, so lange ich bey ihm war, in einem gewissen unmerklichen Zwange, so daß er niemals einen eigenen Willen hatte." Er hielt ihn auch sonst ziemlich kurz. So regelmäßig und vernünftig ferner wie der junge Graf Solms nach dem vorher erwähnten Tagebuch lebte — an Sommerabenden in den Gärten genießen sie nur Milch, die Bürgerstunde wird immer innegehalten, große Vergnügungen giebt es nicht —, so lebten nicht alle junge Herren. Sie wollten das freie Leben genießen und austoben. Von Wallensteins Streichen sind zum Beispiel die Akten der Universität Altorf voll, der Hofmeister Helbrich konnte ihn daran nicht hindern. Und wenn es auch in dem geglätteten 18. Jahrhundert nicht mehr so rüde zuging wie in früherer Zeit, und das Bankettieren, Prangen und Schwelgen der großen Herren sehr eingeschränkt war, so konnte man doch noch wild und wüst genug leben.

[1]) Weinhold, a. a. O. S. 30.
[2]) a. a. O. S. 202.
[3]) Bernouilli a. a. O. 1783, IX. Band S. 54 f.

Dann behagte dem jungen Herrn auch die Aufsicht des Hofmeisters wenig, und der erwähnte Rat Jäger bemerkt mit Recht, daß „die harmonie zwischen Hofmeister und Untergebenem auf Universitäten nicht die beste zu bleiben pfleget.“ Dem armen Boie machte sein noch ganz junger Zögling zum Beispiel das Leben sauer genug.

Indessen hat die Medaille auch eine Kehrseite. Auch der Hofmeister pflegte auf Universitäten ein flottes Leben zu führen. Im 16. Jahrhundert trieben sie es so toll, wie die tollsten ihrer Zöglinge. In der Geschichte der Freiburger Universität von Schreiber kann man lesen, was sich die französischen Adligen und deren Hofmeister erlaubten. Der eine trieb Unfug, indem er seinem adligen Herrn überall den Vortritt erzwingen wollte; 1562 verwundete der Hofmeister Stephan von Palosch den Wachtmeister der Scharwache tödlich; andere beteiligten sich an Straßentumulten; ein anderer wurde des Mordes beschuldigt. Solches ereignete sich in der späteren gesitteteren Zeit nicht mehr. Aber das Völkchen der Hofmeister, das auf den Universitäten zusammenströmte, vergnügte sich auch anders, die einen mit ihren Zöglingen, die anderen ohne dieselben. Sie verkehrten viel mit einander und hatten oft abendliche Zusammenkünfte. Als typisch für solch einen lustigen Kreis des 18. Jahrhunderts gelte der Kreis, der sich um E. W. Behrisch in Leipzig gebildet hatte, und den Goethe als Teilnehmer schildert. Behrisch that zwar seine tägliche Pflicht als Hofmeister seines Grafen, aber allmählich gewöhnte er sich, den Zögling um neun Uhr dem Kammerdiener zu übergeben und die lustigen Brüder, Goethe voran, im Weinhause aufzusuchen. „Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche“, und bis tief in die Nacht unterhielt man sich vergnügt. Dazu kam der „Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf.“ In ihren Garten nahm er wohl auch den jungen Grafen mit, und dies gab dann dem Vater des Grafen, der mit dem Treiben schon lange nicht zufrieden war, Veranlassung, ihn zu verabschieden. Der Kreis Goethes und Behrischens ist aber auch sonst charakteristisch. Es sind fast durchweg geistig bedeutende Menschen, die ihm angehören. Und derartige Kreise aus Hof-

meistern, die Erfahrungen, Kenntnisse und Talent hatten, und Studenten zusammengesetzt, gab es im 18. Jahrhundert an allen Universitäten. Bei der vorherrschenden Geschmacksrichtung jener Zeit wurden sie fast zu litterarischen Gesellschaften. Freilich hatte in ihnen der jugendliche Ungestüm das Wort. In dem Goethe-Behrischschen Freundeskreise las man sich gegenseitig anonym dramatische Produkte vor, an denen dann Kritik geübt wurde. Vor allem ließ man aber gern, namentlich Behrisch, an den Menschen und Zuständen seinen Witz aus. Goethes Aufsehen erregende Verse über den Professor Clodius gingen aus diesem Kreis — „unsere Clique" nennt er ihn — hervor. Die Neigung zur Satire kehrt übrigens bei den Hofmeistern von „Witz und Geschmack" — und ein wenig Litterat war jeder — häufig wieder. Der gute Kopf, der durch die eigene zwitterhafte Stellung zum Nachdenken über seine Umgebung getrieben wurde, konnte bald die Schwächen derselben entdecken, und wo hat es von jeher mehr Anlaß zur Satire gegeben, als auf Universitäten? In einem kleinen satirischen Büchlein: „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer. Mitunter wird ein Wörtchen raisonniert" finde ich z. B. auf dem Vorblatt mit Schriftzügen jener Zeit bemerkt: „Der Verfasser ist ein Ungar, welcher als Hofmeister der Herren von Grassow in Göttingen studierte und Ribini heißt".

Man kann sich also denken, daß die meisten Hofmeister, besonders wenn sie freiere Neigungen hatten, mit Schauspielern verkehrten (Weiße mit Ekhof)[1] rc., von den philiströsen Professoren, die mehr noch als für die Moral für ihren eigenen Ruhm zitterten, mißtrauisch angesehen wurden. Wir haben schon gesehen, wie einflußreich ehemalige Hofmeister in der Litteratur geworden sind, und gerade während des Hofmeisterlebens auf der Universität entwickelten sich häufig die Keime zu dieser Thätigkeit, sei es im lauten, genialisch sich gebärdenden Kreise, sei es in stiller Freundesverbindung (wie sie Gotter und Boie pflegten), sei es in menschenhafferischer Abgeschlossenheit.

An den Universitätsbesuch schloß sich für den jungen Herrn

---

[1]) Weiße, Selbstbiographie S. 21 f.

von Stande die übliche Kavalierreise, die einzelne sogleich von Hause aus unternahmen. Der Hofmeister war dazu wieder notwendig, und außer ihm folgte, wie auf die Universität, oft ein Sprachmeister, ein Lakai, ein Kutscher, Hausdiener und womöglich eine Köchin. Zu einem Hofmeister auf Reisen wurde nach Marperger[1]) „ein solches Subjectum erfordert, welches seine Jünglings-Jahre schon passiret, in nützlichen, sonderlich aber politischen Studiis was rechtschaffenes praestiret, der seines Lebens und Wandels halber eine gute Renommée hat, kein Säuffer, Schwelger, Müßiggänger, Spieler, Hurer, Zänker, Flucher, Lügner oder Prahler. ist, dabey eine gute Physiognomie und wohlgewachsene gesunde und ansehnliche Leibes-Gestalt hat", letztere wegen der „Reiß-Fatiguen." Er soll ferner im Ausgeben die rechte Mitte halten, die Sprache der betreffenden Länder kennen, auch ihre Zustände u. s. w. „Dannenhero mehrentheils auch dahin gesehen wird, einen solchen zum Reise-Hofmeister junger Herren zu bekommen; welcher vorhin schon in Ländern gewesen, allbereit vornehme Untergebene glücklich hin und her geführet, und also die beste Nachricht von solchen Reisen und denen darzu erforderten Spesen zu geben weiß, wie wohl bey solchen offt gebrauchten alten und abgenützten Hofmeistern offt auch der Knittel bey dem Hund lieget, und eben darum der Schaden so groß nicht ist, wann man gleich einen solchen nicht bekommen kann, sondern sich mit einem rechtschaffenen Academico behelffen muß." Marperger verbreitet sich dann noch des weiteren über „die an einem Hofmeister erforderten Tugenden," die in Wahrheit aber nicht eben oft zu finden gewesen sein werden. Denn er war, wie ein anderer Autor[2]) bemerkt, „gemeiniglich so beschaffen, daß er selbst einen Hofmeister nöthig hat. Er weiß sich selbst nicht zu regieren, wie sollte er vermögend sein, andern den richtigen Weg zu zeigen. Daher pflegt es zu geschehen, daß der Hofmeister und sein Untergebener einerley Straße gehen und einander gute Gesellschaft leisten." — Die unan-

[1]) Mentor oder des reisenden Telemach kluger Hofmeister S. 8 f.

[2]) Herrn Georgen von Fürst Curieuse Reisen durch Europa Nebst einer Vorrede von M. Christoph Sancken. Vorrede S. 3.

genehmste Aufgabe war übrigens wieder für den Hofmeister die Führung des Ausgabejournals. Er muß, was auf der Reise wohl schwierig ist, sehr vorsichtig mit dem Geld umgehen, um Tadel zu vermeiden. — Ehe er die Reise antrat, studierte ein ordentlicher Hofmeister die damals nicht kleine Reiselitteratur, um sich zum unterrichtenden Mentor auszubilden. Auf der Reise selbst mußte er die empfangenen „Recommandationen" recht ausnutzen und neue zu erhalten suchen. Namentlich gelehrte Berühmtheiten wurden von Hofmeister und Zögling eifrig aufgesucht; überall erstrebten sie während ihres kurzen Aufenthalts Einführung in die „Assembléen" der bekannteren Leute. — Das Reiseleben war für den Hofmeister in der Regel noch angenehmer als das Universitätsleben. Es war noch ungebundener, es eröffnete ihm die Kenntnis der Welt und der Menschen, es bot ihm, dem Älteren, fast mehr als dem Zögling. Weiße fand den Aufenthalt in Paris „vorzüglich angenehm", und es war ihm wenig lieb, daß sein junger Graf nicht nur nicht in Paris bleiben, sondern überhaupt nicht mehr reisen wollte.

Der kurzen Schilderung des Hofmeisterlebens mag noch ein Wort über die Hofmeister selbst hinzugefügt werden.

Für viele war die Stellung ja nur ein Übergang, eine „Warte". Die Ersparnisse oder des gnädigen Herrn Gunst verhalfen zu einer Pfarre oder einem Amt; auf Universitäten entsagte mancher gelehrte Jüngling, durch die Gunst der Professoren getragen, dem Hofmeisterleben, um die Staffel der akademischen Würden zu erklimmen. Aber es blieben noch recht viele übrig, denen das Glück nicht hold war. Manchen gefiel auch das Hofmeisterleben ausgezeichnet, bis sie die Dreißig überschritten und immer verdrießlicher und immer sonderbarer wurden. Diese Klasse der fast gewerbsmäßigen Hofmeister war recht zahlreich: sie wurden später häufig Secretäre — „Secretairstellen sind Hofmeystereien altioris indaginis" heißt es in der Autobiographie von Johann George Scheffner[1]) —; manche, wie Behrisch und andere, brachten es bis zu Hofräten. Unter dieser Klasse befanden sich oft sonderbare Existenzen. Scheffner erzählt von einem gewissen Matern, der nichts weiter als Fecht-

[1]) a. a. O. S. 74.

meister war, der aber „vor und auch nach seiner Fechtmeisterschaft verschiedene junge Standespersonen auf großen Reisen begleitet hatte. Ein Mann vom herrlichsten Charakter, obgleich in äußern Manieren sehr unfechtmeisterlich süß und empfindsam. In der Folge lebte er von Pensionen, die ihm seine Reisegefährten ausgesetzt hatten, mit dem Hofratstitel in Königsberg, wo er auch starb."[1]) Wie mannigfaltig überhaupt das Hofmeistervölkchen zusammengesetzt war, kann ein freilich arg karikiertes Verzeichnis von Hofmeisterkandidaten zeigen, das Rabener[2]) einen Professor einem vornehmen Herrn senden läßt.

Es würde zu weit führen, dasselbe hier ganz anzuführen, aber es lohnt der Mühe, es durchzulesen. Beispielsweise die Nr. 5 und 6 sind recht ergötzlich geschildert.

„5. N. N. ist kurz, untersetzt, und im Durchschnitte wenigstens zwei und eine halbe Elle stark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte, doch habe ich viele schöne testimonia von ihm gesehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeister nicht sonderlich zu brauchen ist, so wird er doch alsdann sehr gut seyn, wenn Ew. Excellenz Gäste haben. Denn ob er gleich nur ein schlechter Bürger ist, so sauft er doch Trotz manchem Cavalier. Er ist mit 50 Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rausch bekömmt, den er sich trinkt, so oft er die honneurs vom Hause macht.

6. N. N. ein guter, stiller, ehrlicher Mensch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt, aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: O ja! Hochedler Patron! Ich glaube, daß er grundgelehrt ist, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird sich alles gefallen lassen. Ich fragte, was er zur Besoldung haben wollte; aber er bückte sich sehr tief und sagte: Wie Sie befehlen! Hochedler Patron! NB. Trägt keine Manschetten."

Auch der galante Herr als Nr. 7, der geputzt ist, „wie

[1]) a. a. O. S. 61.
[2]) a. a. O. S. 23 ff.

eine Puppe," ist nicht übel illustriert. Als letzten empfiehlt der Professor seinen eigenen Neffen. Er versteht zwar nichts, aber er ist des Herrn Professor demüthiger Diener, „um des willen möchte ich ihme gerne geholfen wissen."

Es ist ein lustiges Register, aber es ist viel Wahres in ihm enthalten! Besonders unter den Leuten, die ein langes Hofmeisterleben geführt hatten, gab es die sonderbarsten Käuze, wozu sie eben durch dieses Leben geworden waren. Manche hatte die Sucht, es den Adligen nachzuthun und immer zierlich und fein aufzutreten, zu Gecken gemacht. So spricht Jean Paul von „damaligen geschniegelten, geböhnten Leipziger Subjekten". Andere suchten in Kleidern etwas Besonderes zu haben. Behrisch trug sich beständig grau, Scheffnern kam sein Hofmeister in seinem hochroten Rock mit silberbesponnenen Knöpfen wie der Satan vor. Zahllose Sonderbarkeiten hafteten ihnen sonst an. Von dem Hofmeister des Prinzen von Sulzbach schreibt Lise Lotte von Orleans: „war ein Oesterreicher undt ein nar in follio, hieß Jobosski".[1]) Den Wurzelmann des Herrn v. G. hat Hippel in den Lebensläufen nach dem Hofmeister Neumann gezeichnet. Dabei waren manche Hofmeister so vielseitig, daß sie fast jenen erwähnten hochgespannten Anforderungen genügten. Hamann[2]) berichtet von dem Magister Hase, der „eine ungemeine Stärke auf dem Clavier, Violoncello und ein großes Genie zu allem besitzt, Linguist, Philosoph, Mathematiker, Maler und alles ist," Gellert[3]) von einem gewissen Meynard, „der außer den gelehrten Sprachen Französisch, Italienisch, Englisch, Spanisch und Portugiesisch versteht und die drey ersten Sprachen schreibt und spricht, der viel gelesen und gesehen und gelitten hat."

Das Musterbild eines originellen Hofmeisters hat uns Goethe in der Schilderung seines schon erwähnten Freundes Behrisch, meines Erachtens etwas übertrieben, gegeben: „Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigern, eine sehr große Nase, und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte

[1]) Bibliothek d. litter. Vereins Bd. 122, S. 196.
[2]) Gildemeister, a. a. O. S. 52.
[3]) Briefe an Frl. v. Schönfeld, S. 195.

nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affektirt hätte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas Affektirtes in seiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut und leicht Französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen."

Behrisch war nicht das einzige Original, das als Hofmeister herumlief, und wieder die Hofmeister, die freilich viele Originale unter sich hatten, nicht die einzigen unter den übrigen Menschen. Damals wimmelte es von Originalen: die gehörten zur Signatur der guten, alten Zeit. Aber die gute, alte Zeit entschwand, und mit ihr verschwanden die Originale, auch die Originale unter den Hofmeistern und mit diesen die Hofmeister selbst. Sie paßten nicht mehr in die neue Welt und zu den neuen Menschen.

Naturgeschichte der heutigen Gesellschaft.

Gesellschaft ist ein vieldeutiges Wort, und wer darüber schreiben will, muß sich zuvor über die Bedeutung, die er dem Worte beilegen will, erklären. In der vorliegenden Studie will ich mich mit derjenigen Menschenklasse beschäftigen, die sich mit Vorliebe die „gute“ Gesellschaft nennen hört. Unzweifelhaft giebt es innerhalb derselben die verschiedensten Abstufungen; einen andern Charakter trägt die vornehme Gesellschaft der Hauptstädte, einen andern tragen die Kreise, die in kleineren Provinzialstädten den Ton angeben. Aber die Grenzen dieser Stufen sind, höchstens von der „hoffähigen“ Gesellschaft abgesehen, flüssig; alle Stufen vereinigt ein gemeinsames Band des äußeren Benehmens und gewisser Anschauungen; alle schließt namentlich der Gegensatz zu allen denjenigen zusammen, welche nicht zur „Gesellschaft“ gehören.

Die heutige Gesellschaft ist in ihrer Zusammensetzung eine durchaus andere als diejenige der unmittelbar vorangehenden Jahrhunderte, aber der Ton, der in ihr herrscht, die Formen, in denen sie sich bewegt, die Gesetze, nach denen sie spricht und handelt, haben ihren Ursprung in einer längst vergangenen Epoche; sie bildeten sich zuerst in der französischen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, des siècle Louis XIV. Es will dem aufmerksamen Beobachter freilich scheinen, als ob in neuester Zeit die demokratisierte Gesellschaft daran ist, auch in dieser Beziehung mit der Vergangenheit zu brechen. Aber was sich hier leise anbahnt, darf nicht als allgemeingültig und maß=

gebend angesehen werden. Die alten Begriffe und Formen sind vielfach und bedeutsam umgebildet: ihren Ursprung verleugnen sie aber nicht.

Montesquieu hat einmal gesagt, der Franzose sei mehr Mensch, als irgend ein anderer: c'est l'homme par excellence, car il semble être fait uniquement pour la société. Dieses unzweifelhaft anzuerkennende nationale gesellschaftliche Talent machte das französische Volk schon im siebzehnten Jahrhundert, allerdings nicht ohne italienische Einflüsse, zu einem Mustervolk der Geselligkeit. Und es ist natürlich, daß in einer Zeit, in der Frankreich politisch das mächtigste Volk war und in geistiger und künstlerischer Beziehung seine Blütezeit erlebte, die übrigen Völker in ihm das Ideal aller, namentlich auch der gesellschaftlichen Kultur verwirklicht sahen. Es ist hergebracht und überdies durchaus berechtigt, auf die sklavische Nachahmung alles Französischen in dem damaligen Deutschland strafend hinzuweisen: aber man darf doch nicht vergessen, daß auch andere Völker sich ebenso abhängig zeigten, daß Deutschland ferner dem neuen mächtigen Kultureinfluß vor allem deshalb erlag, weil es, in wirtschaftlichem und geistigem Niedergange begriffen, alle Kraft zum selbständigen Leben und Schaffen zu verlieren begann.

Wir wollen den ungeheuren Einfluß Frankreichs auf Deutschland in gesellschaftlicher Beziehung näher feststellen, namentlich auch auf gewisse Unterschiede zwischen deutschem und französischem Wesen hinweisen.

Wie überhaupt in den Ländern des Mittelalters, bildeten auch in Deutschland die „Gesellschaft“ anfangs nur der Adel und der Klerus. Auch der niedere Adel errang erst allmählich eine maßgebende Stellung. Seit dem Interregnum erwuchs dann langsam mit der steigenden Macht der Städte ein Übergewicht des reichen Bürgertums. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gab dieses städtische Bürgertum, das auf dem Höhepunkt aller geistigen und materiellen Kultur stand, im deutschen Leben den Ton an. Man darf in der That von dieser Übergangsperiode zur neuen Zeit als von einer nationalen Blütezeit reden. Aber sie entschwand rasch. Dem unglückseligen dreißigjährigen Krieg wird in der Regel auch von bedeutenderen

Geschichtschreibern alle Schuld an dem nun folgenden Niedergang zugeschoben. Aber mit Unrecht. Er vollendete nur, was sich schon im sechzehnten Jahrhundert vorbereitet hatte. Die sozialen Verhältnisse änderten sich gründlich. Das Bürgertum trat völlig zurück; der Hof und der ihn umgebende Adel schlossen sich in ihrer neuen ausländischen Bildung gänzlich von den mittleren und unteren Ständen ab. Ein scharfer Schnitt ging durch die Nation. Dazu kam der Umschwung im materiellen Leben, in Sitten und Anschauungen. Schon vor dem großen Kriege ist in des Johannes Olorinus „Ethographia mundi, Lustige, artige und kurtzweilige, jedoch warhafftige und glaubwirdige Beschreibung der heutigen Newen Welt" davon die Rede,[1] „wie es jetzundt in Teutschen Landen an moribus vnd sitten, Religion, Kleidung vnd gantzem Leben eine große merckliche verenderung genommen, also daz so diejenigen, welche vor zwantzig Jahren Todes verblichen, jetziger Zeit wider von den Todten auffstünden und jhre Posteros und nachkömmlinge sehen, dieselben gar nicht kennen würden, sondern meinen, das es eitel Frantzösische, Welsche, Engelische vnd andere Völker weren, die doch auß jhren Ländern entsprossen vnd mehrentheils auß jhren Vaterland niemals kommen sein."

Es war namentlich Frankreich, dem die vornehmen Klassen, und da diese allein maßgebend waren, auch die übrigen in allen Beziehungen nachzueifern strebten. Nach dem dreißigjährigen Kriege ist diese Erscheinung ganz allgemein. Lauremberg, der niederdeutsche Satiriker, konnte damals dichten:

> Al wat geschicklich is, al adelike dracht,
> alle höfligkeit moet sin ut Frankrik hergebracht:
> maneer, zierlike red moet man ut Frankrik halen
> und mit gefahr, mit möie und swarem Geld betalen.

In Frankreich, auf welches, wie gesagt, Italien und ebenso Spanien nicht ohne Einfluß gewesen waren, hatte sich seit langem der Hof zum Mittelpunkt des gesamten gesellschaftlichen Lebens herausgebildet, in schroffster Form unter Louis XIV. Auch in Deutschland wurden fortan die Höfe — in dieser Zersplitterung liegt schon ein beachtenswerter Unterschied — allein maßgebend.

[1] In der Vorrede.

Die Hofgesellschaft ist allein die Gesellschaft, wie auf politischem Gebiet der Grundsatz gilt: L'état c'est moi. Was die „verständigen Leute bei Hofe" thun und denken, ist das allgemeine Ideal.

Dem republikanischen Römer hatte als die richtige Bezeichnung des feinen Benehmens das Wort urbanitas (Städtischkeit) gegolten. Aber schon das Mittelalter sah als den maßgebenden Ort dafür den Hof an (cortesia, courtoisie, hoevischeit). Jetzt, im siebzehnten Jahrhundert, tritt der Hof als Schöpfer und Pfleger der „Höflichkeit" mehr denn je hervor.

Die neue Gesellschaft holte aus Frankreich eine neue Höflichkeit, eine neue gesellschaftliche Bildung, neue Formen des Verkehrs und des feinen Benehmens. Und die Sprache der neuen Gesellschaft war die französische.

Die Masse der guten Gesellschaft machte fortan der Adel, der sich übrigens um diese Zeit durch zahllose Neugeadelte vermehrte, aus. Dieser, der einst mit dem Bürgertum gemeinsam seine Rechte verteidigt hatte, drängte sich jetzt zum Hofe. Das wurde für ihn verhängnisvoll. Indem er die immer zahlreicheren Hofchargen an den zahllosen Höfen und Höfchen einnahm, gewann er mehr und mehr diejenigen Eigenschaften, die für diese Bedientenstellen erforderlich waren. Er wurde dort fein und zierlich nach welscher Manier, er wurde aber zugleich kriechend-servil nach oben und hochmütig-brutal nach unten; er verlor zugleich sein nationales Selbstgefühl; und seine persönliche Ehre gewöhnte er sich dem persönlichen Vorteil hintanzusetzen. Hingegen verblieb der Landadel in mürrischer und beschränkter Abgeschlossenheit.

Innerhalb der Gesellschaft nun erhielt — ebenfalls nach dem Vorbilde Frankreichs — die Frau eine ganz andere Stellung, als in der unmittelbar vorhergehenden Epoche. Ihr huldigte die neue galante Welt; sie erhielt einen Nimbus, der sie zwar schon zur Minnezeit umgeben hatte, der ihr aber seitdem in ihrem abgeschlossenen und beschränkten häuslichen Leben völlig fremd gewesen war.

Frankreich hatte die Grundlagen gegeben, auf denen sich die neue gute Gesellschaft in Deutschland aufbaute. Aber wie sehr stand doch die Nachahmung hinter dem Original zurück!

Leibniz hat einmal anerkannt, durch den neuen französischen Ton sei die „alte deutsche Ernsthaftigkeit" wesentlich gemildert worden: aber nimmermehr konnte doch die Schwerfälligkeit des Deutschen und die freie, leichte und graziöse Weise des Franzosen zusammen stimmen. Die neuen Formen, die auch wir noch zum großen Teile anwenden, gebrauchte der Deutsche zwar: aber sie waren ihm nicht der gefällige Schmuck geselligen Verkehrs, sondern sie erschienen ihm wie ein mühsames Pensum, dessen er sich mit ungeheurer Steifheit und angeborener Umständlichkeit entledigte. Ogni cosa si celebri con apparato e con solennità, urteilt ein gleichzeitiger Italiener über die Art der Deutschen.[1]) Die Franzosen spotteten, trotzdem sie in den Deutschen ihre bewundernden Nachahmer sahen, um so mehr über diese unfreie und kleinliche Art des geselligen Verkehrs. Allemand bedeutete für sie unter allen Umständen etwas höchst Komisches. Und wer noch im achtzehnten Jahrhundert die gute Gesellschaft Frankreichs, in der die Kunst des geselligen Lebens zu einer wahren Blüte gediehen war, deren mit feinem Geschmack und sprühendem Witz und zugleich mit einer blendenden Redegewandtheit geführte Unterhaltung das Muster aller Zeiten wurde, deren liebenswürdige und urbane Formen den gegenseitigen Verkehr zu einem Genuß machten, wer diese Gesellschaft mit den vornehmen Kreisen Deutschlands vergleichen wollte, würde die Deutschen nur als lächerliche Kopieen hinstellen können. Es kommt hinzu, daß in der besten französischen Gesellschaft geistige und litterarische Interessen eine Hauptrolle spielten, was man für Deutschland auch bei möglichster Betonung einzelner Ausnahmen nicht als allgemeine Erscheinung wird gelten lassen können. Damit ist in Frankreich zugleich eine gewisse Heranziehung der gebildeten Bourgeoisie im siebzehnten Jahrhundert verbunden, von der man sich in Deutschland damals naserümpfend abwandte. Freilich ward das in Frankreich bald ebenso und noch schlimmer.

Im achtzehnten Jahrhundert ist das Bild der guten Gesellschaft in Deutschland ihrem Ursprung entsprechend. Un-

[1]) Panfilo Persico, Del Segretario S. 114.

national durch und durch, bewegte sie sich in französischen Formen und redete die französische Sprache. Der Adel, der an den Höfen wimmelte, der die besten Beamten- und alle Offiziersstellen besetzte, der den Großgrundbesitz in seinen Händen vereinigte, bildete die Gesellschaft allein. Schroff trennte er sich von der „Kanaille"; keinen größeren Vorwurf gab es für eine Handlung, als wenn man sagte, sie sei bürgerlich. Das Wort „gemein", das einst gemeinsam, allgemein bedeutete, hatte schon den niedrigen Begriff, den wir damit verbinden, erhalten; die Bezeichnung „Volk" galt mit Vorliebe nur den nicht zur Gesellschaft gehörigen Klassen; noch lieber sagte man „Pöbel" (peuple). Überall, selbst in der äußeren Tracht, machte sich ein schneidender Unterschied zwischen der „Gesellschaft" und den „Andern" geltend. „Es hat geradezu das Ansehen", bemerkt Biedermann treffend,[1]) „als gehörten Beide nicht ein und demselben Volke an, so groß ist die Kluft, welche in ihrer ganzen Bildung und Gesittung die Einen von den Andern trennt". Um 1730 noch wäre es einem bürgerlichen Studiosus ungeheuerlich erschienen, sich einem „jungen Herrn von Stande", der sich auf derselben Universität mit seinem Hofmeister herumtrieb, gleich zu dünken.

Aber das achtzehnte Jahrhundert sah auch schon die ersten Anfänge einer Erschütterung der bisherigen Zustände. Zunächst wirkte da ein für die bisherige Epoche charakteristisches, höchst unedles Motiv mit. Dasselbe servile Streben, welches die französischen Manieren und Allüren der vornehmen Gesellschaft auch den niedriger stehenden Klassen nachahmenswert machte, trieb naturgemäß jeden, der es erreichen konnte, dazu, sich in die maßgebende Klasse einzudrängen und es ihren Mitgliedern gleichzuthun. Diese Neuadelungen von reichen Kaufleuten, von Beamten und anderen, die für den Kaiserhof ein sehr einträgliches Geschäft waren, erweiterten die Grenzen der guten Gesellschaft thatsächlich doch sehr. Weit wertvoller und für die Folgezeit wichtiger ist aber der innere Wandel im nationalen Leben, der sich um diese Zeit vollzieht. Hand in Hand mit

[1]) Deutschland im 18. Jahrh. II, 1. S. 3.

einer kräftigen Erstarkung des Bürgertums geht durch die ganze Nation ein Streben, den Menschen nach seinem inneren Wert zu beurteilen. Geistesthaten verleihen jetzt ein gewaltiges Ansehen. Man vergißt häufiger über Geist und Charakter, über Kopf und Herz den vorher so ängstlich geachteten Rang und Stand. In der Wertschätzung der Litteratur verbanden sich Adel und Bürgertum. Welches Ansehen genoß nicht Gellert in hohen und höchsten Kreisen? Aber Gellert verlor doch niemals den submissen Respekt. Wenige Jahrzehnte später aber bietet sich uns das Bild der warmen Freundschaft eines Karl August und Goethe! Und ähnliche Beispiele mehren sich.[1]) Häufiger wurden daneben die sogenannten Mesalliancen. Andererseits werden die Adligen, die den alten Ton bewahrten, von den einen verspottet, von den andern grimmig gehaßt. Der Neugeadelte begegnete in seinen bisherigen Kreisen häufig gründlicher Verachtung.

Und dann kam die Revolution mit ihren politischen und sozialen Folgen: die Privilegien fielen; der frühere, elende deutsche Philister veränderte sich immer mehr. Es kam das neue Jahrhundert, das auf allen Gebieten nie geahnten Wandel schuf. Es wandelte sich auch die gute Gesellschaft der alten Zeit; indessen doch nur in gewisser Beziehung.

* * *

Will man sich von der Zusammensetzung der heutigen guten Gesellschaft ein Bild machen und die Bedingungen der Zugehörigkeit zu ihr erkennen, so darf man sich zunächst an eine sichere negative Thatsache halten. Der frühere Ständebegriff existiert nicht mehr. Der gesellschaftliche Unterschied zwischen Adel und Bürgertum hat aufgehört. Eine Ursache dieser Erscheinung ist die Anerkennung der Rechtsgleichheit und die damit verbundene Aufhebung der einem bestimmten Stande an sich zukommenden Privilegien. Eine zweite ist die ungeheuere Bedeutung des Geldes und der Bildung im modernen Leben.

Neben jene negative Thatsache läßt sich eine positive stellen, die im wesentlichen durch dieselben Ursachen bedingt ist. Das

[1]) Vergl. meine Geschichte des deutschen Briefes Band II. S. 374. ff.

Bürgertum ist im heutigen Leben der maßgebende und entscheidende Stand. „Der Adel hatte die uralte Priesterschaft beerbt," bemerkt einmal Riehl, „Bürger und Bauern beerben den Adel, die Proletarier das Bürgertum." Ohne sich an die hiermit eröffnete Perspektive zu kehren, darf man die heute bestehende Vormacht des Bürgertums als unzweifelhaft ansehen. Aber als ein entscheidendes und die heutige Zeit von den früheren Zeiten unterscheidendes Moment muß dabei hervorgehoben werden, daß das Bürgertum diese Macht nicht etwa als Stand ausübt. Es ist vielmehr „die Nation selbst" geworden.

So erhebt sich denn die Frage: Wer bildet heute unter solchen Verhältnissen die „gute Gesellschaft"? Ehe ich diese Frage beantworte, will ich an ein Land erinnern, das unsere mittelalterlichen und späteren Standesbegriffe und gesellschaftlichen Anschauungen kaum gekannt hat. Auch in diesem Land, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, in deren Unabhängigkeitserklärung es heißt, daß „alle Menschen gleich sind", giebt es eine gute Gesellschaft, die zwar nicht als Kaste, aber doch als Schicht von den übrigen Klassen sich absondert. Wer gehört also dazu? fragt man wieder. Mit einem englischen Worte kann man antworten: jeder Gentleman. Aber man wird, weil man weiß, daß dieses Wort längst nicht mehr seinen ursprünglichen Sinn hat, also einen Mann von Geschlecht bedeutet, wieder fragen: Was ist ein Gentleman?

Doch ich will mich, um die Zugehörigkeit zur heutigen „Gesellschaft" festzustellen, lieber zunächst an einzelne Beispiele halten. Gehört der Assessor A. zur Gesellschaft? Ja! Der Lieutenant B.? Ja! Der Professor C.? Ja! Der Materialwarenhändler D.? Nein! Der Bahnarbeiter von E.? Nein! Der Sekretär F.? Nein! Der Rentner G.? Je nachdem!

Dieser Rentner G. ist interessant. Ist er ein Rittergutsbesitzer gewesen, der sich nun in die Stadt als Rentner zurückgezogen hat und dort in den besten Kreisen verkehrt, so gehört er zur Gesellschaft; ist er aber ein reich gewordener Handwerker, der zwar als Rentner seinen früheren Stand verleugnen will, bei jeder Gelegenheit aber mir und mich verwechselt, so gehört er nicht dazu! Man sieht aus diesem Beispiel, daß der Besitz

allein nicht die Gesellschaftsfähigkeit verleiht. Der maßgebende Unterschied, der die „Gesellschaft" von den übrigen Klassen trennt, ist heute der Unterschied der Bildung.

Es ist richtig, daß die Anschauungen der vergangenen Zeit noch nicht ganz und gar ausgerottet sind, vielmehr allmählich verschwinden. Ich kenne einen Angehörigen eines Adelsgeschlechts, den man nicht allein als nicht gebildet, sondern als völlig ungebildet und „plebejisch" bezeichnen muß. Durch die Gnade des Königs hat dieser die Berechtigung zum einjährigen Dienst erlangt, denn auf eine andere Weise war es völlig unmöglich. Er hat nachher trotz seines geistigen Zustandes studiert, d. h. er ist Mitglied eines bekannten Korps geworden; jetzt lebt er auf seinen Gütern und ist Reserveoffizier eines Kavallerieregiments. Eine andere Unterhaltung als über Pferde und Hunde ist mit diesem Manne ausgeschlossen. Aber dieser Mensch wird trotzdem überall als Mitglied der guten Gesellschaft angesehen werden; es wird in diesen Kreisen auch noch genug Leute geben, die ihm mit einer besonderen Achtung begegnen. Freilich ist er nicht nur der Herr v. X., sondern auch der reiche Herr v. X. Ohne diesen Reichtum würde er trotz seines historischen Namens nichts gelten.

Es ist also bei Feststellung des gesellschaftlichen Unterschieds doch jenes Moment des Besitzes nicht ganz zu vernachlässigen. Die Macht des Geldes ist so alt wie die menschliche Kultur. „Bestechen Gaben doch die Götter selbst, und Geld ist stärker als es tausend Worte sind!" sagt Euripides. Für einige Hunderttausende lassen heutzutage Mitglieder unserer dekadenten Aristokratie viel von ihren Vorurteilen sinken. Aber dennoch macht der Besitz allein nicht gesellschaftsfähig. Jener reiche, aber halb blödsinnige Herr v. X. nahm sein Adelsprädikat zu Hilfe; als reicher Herr X. hätte er sich einen gewissen Grad von Bildung aneignen müssen. Der reiche Handwerksmeister bleibt Handwerksmeister und gehört nicht zur Gesellschaft.

So besteht denn heute im großen und ganzen die „Gesellschaft" aus den „Gebildeten". Paulsen[1]) will dabei als das

---

[1]) Ethik S. 693.

entscheidende Merkmal ansehen, „ob einer selbst mit der Hand arbeitet oder andere anweist, für ihn zu arbeiten." „Daher man auch an den Händen einem Menschen ansehen kann, ob er gebildet ist oder nicht. Handschuhe und lange Nägel kommen dabei zu Hilfe, beides zeigend, daß man nicht mit den Händen zugreift." Ein entscheidendes Merkmal möchte ich doch in dieser Trennung nicht sehen. Es giebt eine Menge Leute, die nicht mit der Hand arbeiten und andere für sich arbeiten lassen und doch nicht zur Gesellschaft gehören, z. B. die Mehrzahl der mittleren Kaufleute. Das äußerlich entscheidende Merkmal der Zugehörigkeit zur Gesellschaft ist jedenfalls, ob an jemand seinem Stande nach gesellschaftliche Ansprüche gestellt werden können oder nicht. Ein junger guterzogener Mensch weiß fast instinktiv genau, wo er verkehren kann und wo nicht. Er urteilt dabei äußerlich nach dem Stande der Betreffenden. Aber für diese Wertschätzung des Standes ist neben einem gewissen Grade des Einkommens und des Besitzes wesentlich der Bildungsgrad maßgebend.

Bei uns in Deutschland kann man bei einem bestimmten Stande genau bestimmen, welche Klassen zur Gesellschaft gehören. Es sind diejenigen Klassen, aus denen sich der Offizierstand rekrutiert. Die Grundsätze, nach denen ein normaler Regimentskommandeur die einen Bewerber annimmt, die anderen zurückweist, decken sich ziemlich genau mit den allgemeinen Anschauungen über die Gesellschaftsfähigkeit der Betreffenden. Im vorigen Jahrhundert war die Besetzung der Offiziersstellen ein Vorrecht des Adels, namentlich des hab- und stellengierigen Hofadels. In der preußischen Armee waren unter Friedrich dem Großen während des großen Krieges einige Bürgerliche zu Offizieren befördert, nachher aber wieder entfernt worden. Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren viele Artillerieoffiziere bürgerlich; aber diese Waffe war eben nicht besonders angesehen. Mit dem Zusammenbruch der alten Gesellschaft änderte sich dann auch die Zusammensetzung des Offizierkorps. Noch heute suchen sich zwar einzelne Regimenter ein besonderes Ansehen als Adelsregimenter zu geben; im übrigen entsprechen aber die Klassen, aus denen die Offiziere stammen, den Klassen der heutigen guten Gesellschaft. — —

Die moderne Entwickelung, welche die Zusammensetzung der Gesellschaft so wesentlich modifiziert hat, ist auch auf ihren allgemeinen Charakter nicht ohne Einfluß gewesen. Einst war für die Gesellschaft der bestimmende Mittelpunkt überall der Hof des Fürsten; sie trug durchaus einen höfischen Charakter. In der heutigen Zeit, wo der höhere Mittelstand, welcher Adel und gebildetes Bürgertum gleichmäßig umfaßt, die führende Rolle spielt, konzentriert sich unser ganzes soziales Leben in den Städten, vor allem in den Großstädten. Paris ist heute keine Residenzstadt mehr, aber der Einfluß der société de Paris ist nicht geringer als derjenigen von Berlin oder London. Überall sucht sich die Gesellschaft der mittleren Städte nach dem Muster derjenigen in den großen Städten zu richten. Ein sonst gebildeter Mensch mit kleinstädtischen Manieren steht hinter dem dreisten Großstädter, der sich nach neuestem Schnitt trägt und mit den neuesten Redensarten um sich wirft, sehr erheblich zurück. Wir nähern uns also wieder dem Römer, dessen Ideal die urbanitas war. Einst war die Hoftracht für jeden, der sich zur Gesellschaft rechnete, bestimmend. Heute giebt die Großstadt die Mode an. Es wird ein vergebliches Bemühen sein, die versunkene Hoftracht wieder zu beleben. Die langen Hosen sind kein übles Merkmal moderner kulturgeschichtlicher Entwickelung.

Unzweifelhaft ist nach alledem die heutige gute Gesellschaft ein Produkt des demokratischen Zeitgeistes; mit gutem Recht darf man sie demokratisiert nennen. Aber gewaltig würde irren, wer infolgedessen eine weniger scharfe Absonderung derselben von den unteren Schichten, dem „Volk“, vermuten wollte. Im Gegenteil ist die Kluft, welche die „Gesellschaft“ von den „Andern“ trennt, trotzdem sie nicht so schroff markiert ist, in Wirklichkeit tiefer, als jemals in der Vergangenheit. Es giebt keine größere Trennung als die, welche durch erheblich verschiedene Bildung verursacht wird. Der Durchschnittsfürst des Mittelalters, der Ritter, der niedere Unterthan, sie alle standen im großen und ganzen auf derselben Bildungsstufe, nämlich auf einer sehr niedrigen. Sie standen gleichermaßen im Gegensatz zu der lateinischen Bildung, deren Träger die Geistlichen waren. Dann kam die Zeit der Renaissance und der klassischen huma-

nistischen Universitäts- und Schulbildung. Ihrer wurde schon eine größere Zahl teilhaftig, namentlich die Angehörigen des wohlhabenden Bürgertums. Diese neulateinische Bildung schuf zuerst einen wirklichen Gegensatz zwischen ihren Anhängern, das heißt den oberen Klassen, und dem Volke. Dann kam die Zeit der französischen gesellschaftlichen Bildung und der Gegensatz wurde, zumal jene schroffe ständische Absonderung hinzukam, noch unvergleichlich schärfer. Unsere Zeit brach herein, wie man sie zu nennen liebt, die Zeit der menschlich-freien Bildung. Aber die Gegensätze der Vergangenheit hob sie nicht auf, sondern vergrößerte sie nur. Die Gebildeten haben heute ein vollständig anderes Denken und Fühlen als die Ungebildeten; es sind nicht dieselben Menschen.

Aber der Gegensatz erstreckt sich auch auf die gesamte Lebensführung. Dieser Gegensatz ist wesentlich ein Erbstück des 17. Jahrhunderts, verstärkt durch die moderne gewaltige Herrschaft des Kapitals. Man vergleiche einmal den Haushalt eines Fürsten mit demjenigen eines kleinen Bürgers noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie gering ist doch nach unseren Begriffen der Unterschied! Ansprüche, Lebensanschauung und Benehmen sind im wesentlichen gleich. Wie schwer kam die neue Lebensführung des Jahrhunderts auch dem Vornehmen an! Elisabeth Charlotte, die pfälzische Fürstentochter und spätere Herzogin von Orleans, erzählt einmal von einem braunschweigischen Hoffräulein, das bei der Hoftafel sehr laut gestöhnt habe. Man fragte sie, ob sie mit ihrem serviteur (dem obligaten Liebhaber jener galanten Zeit) unzufrieden sei. Und sie anwortet: „Chervitör! wat Chervitör! ich habe mich so dick gefretten als ein Schindertef.“

Um die Trennung der heutigen Gesellschaft vom Volke darzulegen, könnte man tausend Dinge anführen. Was ginge wohl im Innern eines sogenannten Gebildeten vor, der die Hochzeit eines Schuhmachergesellen mitfeiert! Warum hält sich der Gebildete von den Massenvergnügungen fern? Warum sucht er sich abgesonderte Plätze im Theater so gut wie in der Kirche? Ein wirkliches Volksfest giebt es heute nicht mehr. Die großen gemeinsamen Feste, die alle Stände im Mittelalter mit gleichem

Sinne mit einander feierten, sind längst dahin. Die sogenannten Volksfeste sind heute Feste der „Plebejer“. Zur Kennzeichnung des bestehenden Gegensatzes mag namentlich der heutige Begriff der Mißheirat dienen. Im Mittelalter sind gemäß der gleichartigen Lebensführung Heiraten zwischen Hoch- und Niedriggeborenen durchaus nicht selten. Nach v. Buchwald[1]) lassen sich Heiraten zwischen dem „Ritter und des Goldschmieds Töchterlein“ zahllos urkundlich belegen. Der Begriff der Mesalliance tauchte erst mit der schroffen Scheidung der Stände im 17. Jahrhundert auf. Aber gerade in dieser Zeit der ängstlichen Wahrung von Standesunterschieden sind die Mesalliancen besonders zahlreich. Elisabeth Charlotte von Orleans klagte in ihren Briefen häufig darüber. Als dann eine freiere Zeit herankam, wurde der Begriff auf Heiraten zwischen Bürgerlichen und Adligen kaum noch angewandt, vielmehr auf solche zwischen fürstlichen und bedeutend niedriger stehenden Personen. Heute ist jeder Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen aufgehoben. Aufsehen erregt es höchstens, wenn eine Prinzessin einen Arzt heiratet. Eine Mißheirat ist heute vielmehr eine Heirat zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Heiratet heute beispielsweise ein Professor eine Tagelöhnerstochter oder sein Dienstmädchen, so wird er in der guten Gesellschaft mit seiner Frau höchstens geduldet werden. Und die Frau wird sich in einer ganz anderen Welt zu befinden glauben.

Am schärfsten kommt der Gegensatz der „Gesellschaft“ zu den „Andern“ in den Kreisen zum Ausdruck, in denen sich die beiden verschiedenen Welten notwendig berühren, und hier empfindet man auch die Ungerechtigkeiten am meisten. Ein Sekretär oder ein mittlerer Kaufmann schickt seine Töchter in dieselbe Privatschule, welche die gute Gesellschaft benutzt. Natürlich werden Schulfreundschaften geschlossen; aber nach dem Verlassen der Schulen tritt sofort Entfremdung ein. Denn jene verkehren nicht in der Gesellschaft. Hier hilft nicht einmal die gemeinsame Bildung. Die Töchter leiden darunter, daß ihr Vater nicht zu den gebildeten Ständen gehört.

Anders steht es in demselben Fall mit dem Sohn. Er

---

[1]) Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter.

studiert die Rechte; ist er mit einigen Mitteln versehen, wird ihm kein Korps den Eintritt verwehren; er verkehrt ohne weiteres in der guten Gesellschaft, ist gewöhnlich besonders anspruchsvoll; er macht Karriere und kein Mensch kümmert sich, wenn er Unterstaatssekretär ist, darum, daß sein Vater irgend ein subalterner Sekretär war.

Dieser Fall führt uns darauf, daß da doch ein wesentlicher Unterschied im Verhältnis zur Vergangenheit besteht. Die Trennung der Gesellschaft ist so schroff wie je, aber der Eintritt in sie ist bedeutend erleichtert. Aus jener Schicht des Mittelstandes, die zwischen der „Gesellschaft" und dem eigentlichen Volk liegt und die Subalternbeamten, kleinen Kaufleute, Rentner und Landleute, wohlhabende Handwerker und ähnlich gestellte Leute umfaßt, findet durch die Söhne, die studieren oder auf andere Weise in die gebildeten Stände hineinkommen, oder auch durch die Töchter, die sich mit einem Arzt u. s. w. verheiraten, sehr häufig ein Übergang in die Gesellschaft statt. Die Folge ist aber, daß der Neueintretende nur die notwendigsten Verbindungen mit seinen früheren Kreisen aufrecht erhält. Oft bricht er mit diesen, sogar mit seiner Familie ganz. Denn ihn zwingt die Unmöglichkeit, die beiden verschiedenen Welten zu vereinigen. Wollte er zum Beispiel Mitglieder der Gesellschaft und Bekannte und Verwandte aus seinen früheren Kreisen gemeinsam einladen, so würde auf allen ein peinliches Gefühl lasten und der Gegensatz hart empfunden werden.

So leicht also verhältnismäßig der Eintritt in die Gesellschaft gemacht wird, so scharf werden doch andererseits die Grenzen beobachtet. Zwar fängt der Mensch nicht mehr wie früher beim Baron an; aber die neue Aristokratie der Bildung, die sich überdies mehr und mehr mit der Aristokratie des Besitzes zu decken strebt, hat den gleichen Dünkel, daß nur ihre Mitglieder die wahren Menschen seien, und schließt sich hochmütig gegen die niedriger stehenden ab.

Die herrschende Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts hat ihren Zusammenbruch in der Revolution des dritten Standes erlebt; die moderne Aristokratie der Bildung und des Kapitals hat die sozialen Gegensätze noch verschärft und sieht mit Besorgnis auf die wachsende Macht ihres Feindes. Aber die alte

Gesellschaft ging zu Grunde, weil sie der Warnungen und Vorboten nicht achtete: in der heutigen Gesellschaft scheint doch das Gefühl der Notwendigkeit eines Ausgleichs von Tag zu Tag mächtiger zu werden. — — —

Die Gesellschaft hat nun ihre eignen Gesetze; sie hat ihre eignen Begriffe und Anschauungen, die oft mit den allgemeinen rechtlichen und moralischen Ansichten im Widerspruch stehen; sie bewegt sich endlich in ihr eigentümlichen Formen. Es ergiebt sich da die merkwürdige und wichtige Thatsache, daß diese gesamte innere Organisation der Gesellschaft trotz ihrer äußeren Umgestaltung im wesentlichen die gleiche geblieben ist, wie in der vorangegangenen Epoche. Die heutige gute Gesellschaft beruht in dieser Beziehung nach wie vor auf der französischen des siebzehnten Jahrhunderts. Daraus erklärt sich auch, warum die Gesetze und Formen der Gesellschaft auch in den übrigen Kulturländern dieselben, also international, sind, abgesehen natürlich von mannigfachen, durch die geschichtliche Entwickelung und die besonderen Verhältnisse des einzelnen Landes gebotenen Modifikationen. Dieser ungeheure soziale Einfluß Frankreichs, der zwar der Vergangenheit angehört, aber doch bis heute nachwirkt, ist ein von den landläufigen Historikern kaum gewürdigtes, darum aber doch höchst wichtiges Moment neuerer Kulturentwickelung.

Die alte Gesellschaft ist demokratisiert, aber sie hat es verstanden, die neuen Mitglieder ihren Gesetzen dienstbar zu machen. Die alte Gesellschaft hat sich nur erweitert, ihre innere Umbildung darf man erst von der Zukunft erwarten.

Eine charakteristische Seite der Gesellschaft ist ihre Exklusivität. Wer zur Gesellschaft gehören will, muß auch gesellschaftsfähig sein. Zu den allgemeinen Bedingungen dazu kommen noch die besonderen, nämlich die Unterwerfung unter die Gesetze und Anschauungen der Gesellschaft und der Besitz gesellschaftlicher Bildung. Wer in dieser Beziehung fehlt, bleibt, auch wenn er zu den gesellschaftsfähigen, also den gebildeten Klassen gehört, von der Gesellschaft ausgeschlossen.

Es giebt für die Gesellschaft eine besondere Standessitte. Entsprechend der Bezeichnung: „gute Gesellschaft“ wird

sie auch die „gute", daneben die „feine" Sitte genannt. Mit der Moral und der Sittlichkeit hat dieser Sittenkodex nichts zu thun. Gewisse Verstöße gegen die Moral werden sogar von der Gesellschaft gefordert, andere stillschweigend geduldet. Verstöße gegen die gute Sitte dagegen werden streng geahndet. Andererseits fordert niemand von den Klassen, die nicht zur Gesellschaft gehören, Befolgung jener Sittenvorschriften. Sie sind exklusiv, wie die Gesellschaft selbst.

Das oberste Gesetz der Gesellschaft, das zugleich gewissermaßen polizeilich wirkt, ist die Wahrung der gesellschaftlichen Ehre. Wieder deckt sich diese Ehre nicht mit der allgemeinen bürgerlichen Ehre. Wenn man die Worte eines modernen Dichters gebrauchen will, der die „Ehre" zum Vorwurf eines sehr ungleichwertigen Schauspiels gemacht hat, so liegt es in ihrem Wesen, „daß sie nur von wenigen, einem Häuflein Halbgötter besessen werden darf, denn sie ist ein Luxusgefühl, das in demselben Maße an Wert verliert, in dem der Pöbel wagt, es sich anzueignen." Von dieser Ehre, „die schon der lässig geworfene Handschuh irgend eines fashionablen Rowdys zu zerschmettern vermag," denkt Herr Sudermann sehr gering, „die ist gerade gut als Spiegel für die Laffen, als Spielzeug für die Müßiggänger und als Parfüm für die Anrüchigen." Unzweifelhaft ist die gesellschaftliche Ehre im Grunde nur eine Scheinehre; unzweifelhaft sind häufig Leute, die in Wirklichkeit Lumpen sind, die Tonangeber in Dingen der Ehre. Aber man darf doch eine gewisse erziehliche Wirkung dieses Ehrbegriffs nicht verkennen. Doch ich verzichte auf eine Erörterung hierüber, denn mir kommt es wesentlich auf die Schilderung der thatsächlichen Zustände an. Das Mittel, seine Ehre in gesellschaftlichem Sinne im Falle einer Verleumdung oder Beleidigung zu wahren, ist das Duell. Satisfaktion können nur Mitglieder der Gesellschaft geben. Der heutige Begriff der Satisfaktionsfähigkeit deckt sich also wieder mit dem der Gesellschaftsfähigkeit überhaupt. Andererseits müssen die Mitglieder der Gesellschaft Satisfaktion geben. Wer sich dessen weigert, ist nach strengen Begriffen „gesellschaftlich unmöglich". Diese Duellfrage ist es, an der sich heute ein Streben nach Reform der modernen

Gesellschaft erkennen läßt. Es erheben sich aus den besten Kreisen gegen das Duell gewichtige Stimmen. Man betont dabei in der Regel die Unvereinbarkeit mit dem Christentum, weniger die Unvereinbarkeit mit modernen Anschauungen und Begriffen. Man darf indessen einen Erfolg dieser Bestrebungen vorerst billig bezweifeln, trotzdem z. B. jenes Sudermannsche Stück, das von anderem Standpunkt aus das Duell bekämpft, trotz seiner großen Schwächen und trotz seiner meistens unmöglichen Gestalten auf außerordentlich viel Leute sehr gewirkt hat.

Wie es der Gesellschaft wesentlich auf eine äußere Wahrung der „Ehre" ankommt, so ist ihr auch sonst das Äußere die Hauptsache. Die Form gilt alles, das Wesen der Sache wenig oder nichts. So läuft auch die gesellschaftliche Bildung im großen und ganzen auf Wahrung äußerer Formen hinaus. Es ist die Welt des Scheins, wie es die Welt der Vorurteile ist, und als solche hat sie von jeher Angriffe voll bitteren Ernstes oder voll übermütigen Spottes erdulden müssen. Aber man darf zweierlei nicht vergessen. Einmal ist die Erziehung zu einem formvollen Benehmen doch nicht ohne günstigen Einfluß auf den inneren Menschen. Andererseits unterschätzt man oft den Wert der Formen. Schon der gesellschaftliche Lehrmeister unserer Voreltern, der Freiherr von Knigge, meinte, man würde die Verwerflichkeit der meisten gesellschaftlichen Unschicklichkeiten einsehen, wenn man sich überlegen wollte, was daraus werden würde, wenn sich jeder Einzelne dieselben Freiheiten erlauben wollte. In unserer Zeit hat namentlich Ihering die Zweckmäßigkeit der gesellschaftlichen Formen scharf betont. Sie sind für die gute Gesellschaft oft, was die Polizeivorschriften für das Volk sind. Oft nur — denn die „gute Gesellschaft" hat ebenso viel von ihr als notwendig erachtete Formen ausgebildet, die absolut unzweckmäßig oder albern sind. Nach Iherings Ansicht liegt den letzteren dasselbe Motiv zu Grunde, wie der Mode: „das Bestreben der Abscheidung der höheren Stände von den niederen; sie bilden das conventionelle Abzeichen, das Schiboleth der vornehmen Gesellschaft, und für sie, aber auch nur für sie ist der Ausdruck: conventionelle Formen völlig zutreffend."[1])

[1]) Der Zweck im Recht Bd. II. S. 353.

Die Beherrschung der Formen ist für die Gesellschaft nicht minder notwendig, wie die Anerkennung gewisser Anschauungen. Wer sich „korrekt" benimmt, wird überall aufgenommen: er ist „salonfähig", der „Ungeschliffene" hingegen nicht.

Die Bemerkung, daß diese Formen ihren Ursprung in Frankreich haben, darf natürlich nicht so aufgefaßt werden, als ob sie seitdem immer die gleichen geblieben seien. Wohl aber entwickelte sich unsere heutige gesellschaftliche Bildung auf Grund der französischen des 17. Jahrhunderts. Wer sich die Mühe machen will, ein damals viel gelesenes Büchlein zu studieren, das Menantes (Hunold) unter dem Titel „La civilité moderne" oder „ die Höflichkeit der heutigen Welt" aus dem Französischen für das deutsche Publikum übersetzt hat, wird dies bestätigt finden. Das Kapitel z. B.: „ce qui règle la conversation en compagnie". „Wie man den Umgang in Gesellschaft einrichten soll" giebt Regeln, die größtenteils noch heute gelten. Die heutige Gesellschaftssprache ferner, der moderne höfliche Jargon, beruht in seinen meisten Wendungen auf der französischen Salonsprache jener Zeit. Das ganze Brimborium mit den Worten „Ehre", „ehren" u. s. w., daß man von hochgeehrten Herren spricht, die Ehre haben will, mit jemand zu sprechen, und dergleichen stammt daher.[1]) Der wesentliche Gewinn, der aus dieser Übernahme der französischen Formen für Deutschland herauskam, war die allmähliche Umwandlung der alten, entsetzlichen ceremoniellen Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit in eine freiere und leichtere Art. Die Vorschrift jenes Büchleins z. B.: „Wenn man ein Compliment abzulegen verbunden, soll man es kurz machen", bedeutet einen außerordentlichen Fortschritt.

Aus jener Zeit, da Frankreich die europäischen Sitten wandelte, stammt nun weiter auch ein Moment, ohne welches unsere heutige gesellschaftliche Organisation nicht denkbar wäre, das gesellschaftliche Vorrecht der Frauen. Jenes Büchlein äußert sich in der Übersetzung des Menantes darüber also: Es ist zu beobachten, „zum ersten, daß Mannes-Personen insgemein Damen zu ehren verbunden so gar, daß solches auch nur in etwas zu unterlassen ein Merkmahl einer unvernünfftigen Grobheit und

[1]) Vgl. meine Geschichte des deutschen Briefes Bd. II, S. 80 f.

niedrigen Aufferziehung ist. Vors andere, weil Frauen-Zimmer in dergleichen Tugend den Verdruß weltlicher Geschäffte nicht empfinden, so haben sie gemeiniglich einen munteren Geist, viel von Anmuth und natürlichem Wesen an sich, vornehmlich, wenn sie wohl auferzogen, dahero muß man gleichfalls um mit den Damen umzugehen, eine weit freudigere Aufführung als gewöhnlich an sich nehmen und mehr als an einem Orte der Welt gefällig seyn."

Die antike Gesellschaft hat man mit Recht eine Gesellschaft nur von Männern genannt. Hingegen sah das Mittelalter auf seinem Höhepunkt die Frau als ein bevorzugtes Wesen an. In der Minnezeit umgab sie ein schwärmerischer Glanz; sie bildete den Mittelpunkt der Gesellschaft. Aber jene Zeit schwand dahin. Und es kam eine Zeit der beschränkten Abgeschlossenheit für die Frau. Da kam von Italien und Frankreich her ein neuer Geist. In Frankreich eroberte die Frau wieder jene beherrschende Stellung, die ihr bis heute — und nirgends tritt sie noch heute stärker hervor als in Frankreich, das hat der Kenner Frankreichs, Karl Hillebrand, oft ausgeführt — geblieben ist. Und diese Stellung gewannen die Frauen wie überhaupt in dem zivilisierten Europa, so auch in Deutschland. „Wenn die Weibsbilder ihr 14. Jahr erreichen," sagt schon Christian Weise, „so werden sie allerwärts demüthig bedient und schöne Gebieterin genannt. Drum, weil sie hierdurch auf den Gedanken gebracht werden, gleich als wären sie nur der Liebeshändel wegen geboren, so fangen sie an, putzen sich und meinen, ihr ganzer Zierrath bestehe in dem, daß sie den Mann an sich locken können. So machen wir die gebrechlichen Werkzeuge, die Personen deterioris sexus zu großen Göttinnen, als wenn wir ihnen die Herrschaft gleichsam durch unsere Huldigung bestätigen wollten." Diese Herrschaft ist seitdem nur befestigt, wenn auch die albernen Übertreibungen der „galanten" Welt von Anno Dazumal geschwunden sind. Die Bevorzugung der „Damen" — auch dieses Wort weist auf das Mutterland der Galanterie hin — ist aber gerade ein wesentliches Charakteristikum der guten Gesellschaft, wenn auch die niederen Klassen in dieser, wie in vielen anderen Beziehungen, den oberen nacheifern.

Ich habe schon die Exklusivität der guten Gesellschaft betont. So schroff aber die Scheidung von den nicht gesellschaftsfähigen Klassen ist, so sehr gilt andererseits innerhalb der Gesellschaft das Prinzip der Gleichheit. Die Gesellschaft ist ein neutraler Boden, auf dem die sonstigen Unterschiede im ganzen ignoriert werden. Gesellschaftlich sind sich der Sekondlieutenant und der kommandierende General, wie der Präsident und der Referendar gleich — höchstens fällt der natürliche Unterschied des Alters in's Gewicht. Gewiß wird dem Inhaber einer höheren Stellung größere Achtung entgegengebracht, aber seine gesellschaftlichen Ansprüche sind an sich dieselben wie die der andern. Es würde im Gegenteil eine gesellschaftliche Ungeschicklichkeit sein, wenn jemand bei gesellschaftlichen Zusammenkünften seine Untergebenen ebenso behandeln wollte, wie er es im Dienst zu thun pflegt. Die Gesellschaft verlangt einen zwanglosen Verkehr auf Grund der Gleichberechtigung Aller — allerdings mit der eben besprochenen generellen Ausnahme der Damen. Daß im Salon, an der Tafel, im Klub der Kodex der Sitte nur Ladies und Gentlemen kennt, die einander höflich, aber ohne auffallende Devotion behandeln, betont schon Knigge. Zugegeben sei aber, daß der Deutsche dieser Anschauung öfter zuwiderhandelt, als etwa der Schwede, der Engländer oder der Franzose. Ganz ist in Deutschland, aber auch sonst, der Respekt vor dem „von" oder vor dem hohen Titel, dem großen Tier, nicht geschwunden.

Es scheint aber, als ob gerade in Deutschland auch noch in anderer Beziehung das Prinzip der gesellschaftlichen Gleichheit durchbrochen wird. Es kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß unzweifelhaft ein gesellschaftliches Vorrecht der Offiziere besteht. Eine Rolle in der Gesellschaft beginnen die Offiziere überhaupt erst seit Anfang dieses Jahrhunderts zu spielen. Noch Hermann von Boyen, der die zahlreichen gebildeten älteren Offiziere seiner Zeit vertreten mag, urteilt in seinen sehr lesenswerten „Erinnerungen" darüber also:[1]) „Gewisse Schicklichkeitsmanieren haben sich allerdings unter unseren Offizieren viel allgemeiner als früher verbreitet. Ob aber bey dieser conventionellen Tünche nicht die dem Soldaten unentbehr-

[1]) Bd. I, S. 23.

liche Kraft des Willens verlohren haben sollte, dieß glaube ich fast annehmen zu müssen. Der Offizier, besonders der aus den Zeiten des Siebenjährigen Krieges, gab sich, wie er war, ohnbekümmert was andere darüber denken würden, und erhielt sich dadurch eine gewisse Selbständigkeit in ernsten Augenblicken, die gegenwärtig nicht durch gesellschaftliche Formen, sondern nur allein durch eine tiefere Bildung gewonnen werden kann, deshalb leider aber auch so selten ist." Es kontrastieren diese Worte des General-Feldmarschalls, die 1833 niedergeschrieben sind, seltsam mit den mehr als sonderbaren Ausführungen, die in unserer Zeit über „das moderne Rittertum" gemacht werden konnten, Ausführungen, die übrigens glücklicherweise nirgend größeren Widerspruch gefunden haben, als in unsern militärischen Kreisen. Zu Boyens Zeit bildete das Offizierkorps noch eine geschlossene Kaste, innerhalb deren die wenigen bürgerlichen Offiziere kaum für vollberechtigt galten. Um 1800, als dies Offizierkorps in der „Gesellschaft" aufzutreten begann, beanspruchte es daher von vornherein ein Vorrecht. Gustav Freytag erzählt darüber:[1]) „Es ist eine gewöhnliche Klage der Zeitgenossen, daß man in den Straßen und Gesellschaften Berlins vor den Insulten der Gensdarmes, der Elite des jungen Adels nicht sicher sei. Und bereits fingen diese Anspruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III. an, sich ihrer altfränkischen Uniform in Gesellschaft zu schämen, und wo sie es wagten, mit der aufgebauschten weißen Halsbinde, den Stulpstiefeln und einem Stockdegen einherzuschlendern." Zu dieser Schilderung paßt jene Kabinettsordre Friedrich Wilhelm III., in der es heißt: „Ich habe sehr mißfällig vernehmen müssen, wie besonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Zivilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentlich Vortheile zu Wege bringt, und das ist auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben; allein im übrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes und Ranges er auch sei, einen meiner Bürger zu brüsquieren."

[1]) Bilder aus der deutschen Vergangenheit Bd. IV, 7. Aufl. S. 368.

Es mag nun sein, daß sich aus jenen Zeiten gewisse Anschauungen von den Vorzügen des Offizierstandes bis heute erhalten haben, aber man wird doch nicht verkennen dürfen, daß der Erscheinung tiefere Ursachen zu Grunde liegen. Das heutige gesellschaftliche Vorrecht der Offiziere hat sich erst aus Preußen auf das übrige Deutschland übertragen. In Preußen aber ist die Armee von jeher die bevorzugteste Institution gewesen; sie bildete den ersten Gegenstand der Fürsorge ihrer Fürsten, zumal diese seit Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sich selbst zuerst als Soldaten und Offiziere fühlten. Es ist daher natürlich, daß in Preußen die Armee, seitdem sie durch die allgemeine Wehrpflicht ein nationaler Organismus geworden war, auch im Volke ein besonderes Ansehen genoß. Notwendig mußte dieses Ansehen steigen, als man wahrnahm, daß Preußen die politischen Erfolge wesentlich seiner Armee zu danken hatte. Seit 1864, 1866 und 1870/71 genoß die Armee mit Recht die größte Achtung. Es hatten zudem diese Kriege vielfach ein enges Verhältnis der Armee mit dem Volke geschaffen. Seither sind die Offiziere und die gebildeten Klassen durch engere Beziehungen verbunden, als vorher. Es können allerdings Fälle vorkommen, wo ein junger Lieutenant brüske Manieren zeigt und sich unendlich erhaben über jeden „Zivilisten" dünkt. Aber man darf über solchen Lieutenants, die vielleicht nicht selten sind, nicht die zahlreichen gebildeten älteren Offiziere vergessen, mit denen ein jeder gern verkehrt. Unser Offizierstand ist nicht mehr die verrohte Rotte der Vergangenheit, sondern ehrenhaft und fleißig. Wenn sich in der übrigen „Gesellschaft" mißbilligende Stimmen über die Bevorzugung der Offiziere erheben, so muß man sich klar machen, daß die „Gesellschaft" an dieser Bevorzugung eben allein schuld ist. Warum behandelt sie den jüngsten Lieutenant besser, als alte und hochangesehene Nichtuniformträger! Einen Anspruch darauf hat der Offizier durchaus nicht, niemand braucht hinter ihm zurückzustehen, und ein Vorrecht existiert nicht.

Jedenfalls ist aber dieses gesellschaftliche Privilegium eine spezifisch preußisch-deutsche Eigentümlichkeit, die aus den angegebenen Ursachen zu verstehen ist. Die übrigen Nationen halten die gesellschaftliche Gleichheit auch in diesem Punkte fest.

Der Grundsatz der gesellschaftlichen Gleichheit verlangt ferner eine Aufhebung nicht nur der äußeren, sondern auch der persönlichen Gegensätze. Natürlich nur äußerlich und momentan. Ein junger Burschenschafter und ein Korpsstudent, um eine beliebige Antipathie herauszugreifen, werden sich, wenn sie sich in der Gesellschaft zu berühren gezwungen sind, sicherlich mit vollendeter Höflichkeit behandeln. Zwei Todfeinde werden sich zwar möglichst meiden, aber wenn eine Berührung unumgänglich ist, sich in der Gesellschaft höflich gegenübertreten, oder sie begehen einen groben gesellschaftlichen Verstoß.

Damit kommen wir zu einem Hauptzug in dem Leben und Treiben der heutigen Gesellschaft. Sie schafft sich für ihr Zusammenleben, also ihre „Gesellschaften", künstlich eine gleichmäßige, heiter-ruhige Stimmung, indem sie jede Störung verbannt. Diese Störungen können höchst mannigfaltig sein. Die Gesellschaft hat zunächst ein sehr empfindliches Ohr. Alles Laute, jeder Lärm beleidigt sie. Man denke sich in eine Gesellschaft einen Gast mit schweren Fußtritten hineinschreiten oder gegen andere sich mit höchst lauter Stimme unterhalten oder gar zanken — in jedem Falle wird die Gesellschaft indigniert sein. Der Verstoß wäre eben so groß wie der Verstoß desjenigen, der in einem völlig unmodischen Anzug erscheint und so das Auge der Gesellschaft beleidigt. Denn die Mode ist ein Mittel der Gesellschaft, die Zugehörigkeit zu ihr auch äußerlich kund zu thun. „Die Mode", sagt Jhering,[1] „ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche sich die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft abzusperren sucht, es ist die Hetzjagd der Standeseitelkeit, bei der sich ein und dasselbe Phänomen unausgesetzt wiederholt: das Bestreben des einen Teils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinem Verfolger trennt, und das des anderen, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen." Ebenso wie eine unpassende Kleidung würde auch ein äußerliches und durch den Anblick unangenehm wirkendes Gebrechen das Auge der Gesellschaft beleidigen.

[1]) a. a. O. Bd. II, S. 235.

Aber die Empfindlichkeit der Gesellschaft zeigt sich nicht nur bei solchen Störungen. Sie stört alles, was nicht in ihre Atmosphäre paßt. Neulich stand in den „Fliegenden Blättern" ein nicht übler Witz. „Gnädige Frau," fragte da jemand, „halten Sie jenen Gutsbesitzer für einen feinen Mann?" „Aber ich bitte Sie", war die Erwiderung, „ein Mensch, der so empörend gesund aussieht, ist niemals ein feiner Mann." Es ist etwas wahres daran, daß ein „empörend gesundes" Gesicht unter den blassen Durchschnittsgesichtern unserer „Gesellschaft" zum mindesten auffällt. Es könnte leicht als Zeichen eines Naturmenschen ohne gesellschaftliche Bildung gelten. So wenig aber der naive Mensch in die Salonatmosphäre paßt, so noch viel weniger der leidenschaftliche Mensch von tiefem Gemüt oder der große Geist, vorausgesetzt, daß er sich nicht beherrschen oder verstellen kann. Die Gesellschaft verlangt eine ruhig-heitere Stimmung. Damit ist alles Leidenschaftliche wie alles Ernste verbannt. „Nicht die großen, die kleinen Leidenschaften beherrschen die Gesellschaft". Man denke sich Thränen in einer Gesellschaft! Der Ernst des Lebens aber wird geflissentlich ignoriert. Was das Herz des Einzelnen bewegt, was ruhelos sein Gemüt quält, das darf er den Anderen nicht zeigen, denn er würde Gefahr laufen, sich lächerlich zu machen. Und so zieht er es vor, die Leidenschaft zu unterdrücken und den Ernst zu vermeiden, seine gesellschaftliche Maske vorzubinden und zu lächeln, nichtssagend zu lächeln. — Die Gesellschaft verlangt weiterhin auf geistigem Gebiet eine gewisse Mittelmäßigkeit. Sie gebietet eine gewisse Verachtung des Bedeutenden. Zwar der Mann von bedeutendem Namen wird mit der größten Achtung behandelt; es wird in der Regel — sei er nun ein großer Schriftsteller, ein großer Künstler, Gelehrter oder Politiker — ein außerordentlicher Kultus mit ihm getrieben. Aber dabei gilt der Gesellschaft nur der Name, nicht die Sache. Ebenso, wie jener, welcher der Gesellschaft die Tiefe seines Gemüts zeigen wollte, würde auch der Mann, der große Gedanken aussprechen, überhaupt den Flug eines hohen Geistes offenbaren wollte, mehr oder minder lächerlich wirken — stören! Gegen alles Gute, Heilige und Große zeigt die Gesellschaft eine eisige Kälte, wenn sie es nicht gar mit wohlfeilem Spotte behandelt.

Der Mann von Wert wird, wenn er nur geringes gesellschaftliches Talent besitzt, regelmäßig hinter dem halbgebildeten gesellschaftlichen Durchschnittsmenschen zurückstehen, wenn er nicht gar noch von diesem empfindlich gedemütigt wird. Es ist sehr charakteristisch und beweist die Richtigkeit meiner Behauptung von der nur quantitativen Veränderung der alten Gesellschaft, daß die neue Gesellschaft der „Gebildeten“ auch auf diesem Gebiete dieselben Anschauungen hegt, wie die höfische vor hundert Jahren. Mit der Aristokratie des Geistes hat es noch seine guten Wege! Das hat schon Thomas Carlyle einmal sehr launig ausgesprochen: „Zum Beispiel, du Bobus Higgins, Bratwurstfabrikant im Großen, der du über diese Aristokratie des Talentes ein so gewaltiges Geschrei erhebst, was ist es wohl, was du in deinem Herzen wirklich und wahrhaft verehrst? Ist es das Talent, der innere männliche Wert irgend einer Art, du unglücklicher Bobus? Hast du jemals den männlichsten Mann verehrt, den du in einem zerlumpten Rock herumgehen sahst? Wußtest du auch nur, daß er überhaupt ein männlicher Mann war, bis sein Rock besser ward? Talent! Ich verstehe wohl, daß du imstande bist, den Ruhm des Talentes, das Ansehen, den klingenden Lohn oder andern Erfolg des Talentes zu verehren, aber das Talent selbst ist ein Ding, welches du niemals mit Augen gesehen.“ Nun giebt es allerdings gewisse hauptstädtische Salons, wo sich wirklich eine Aristokratie des Geistes zusammenfindet, wo in der That eine bedeutende Unterhaltung gepflogen wird, aber einmal repräsentieren diese Salons nicht die „Gesellschaft“ überhaupt, und zweitens ist diese Erscheinung sehr alt. Kaum einer der heutigen Salons wird den ersten, den der Marquise Rambouillet, der doch schon zu den Zeiten der ausgeprägtesten Adelsherrschaft bestand, erreichen. Es bleibt dabei, die moderne gesellschaftliche Unterhaltung kann der große Geist nur stören.

Von den Franzosen, die schon im 17. und 18. Jahrhundert in der Kunst der Konversation glänzten und die gesellige Unterhaltung in der That zu einer Würze des Lebens machten, werden die Deutschen in dieser Beziehung noch immer weit übertroffen. Schon Madame de Staël betont des öfteren, wie

sehr den Deutschen das Talent zu plaudern und zu konversieren abgehe, und seitdem ist darin nur eine geringe Änderung eingetreten. Aber auch bei den Franzosen bleibt doch, wenn wir wieder von einigen litterarischen Kreisen absehen, die Unterhaltung der „Gesellschaft" auf einem gewissen Niveau der Mittelmäßigkeit. Selbst der geistreichste Konversationskünstler giebt doch im besten Falle ein pompöses Feuerwerk, ein tiefer Geist wird die Gesellschaft nicht erleuchten können.

Die heutige gesellschaftliche Unterhaltung bewegt sich nach wie vor in alten ausgetretenen Geleisen. Der Stoff ist beschränkt, da die Unterhaltenden, wie eben bemerkt ist, über gewisse Grenzen nicht hinausgehen dürfen, ohne zu stören. Dabei ignoriert die Gesellschaft alles Persönliche, was man allerdings nicht als schädlich ansehen kann. Wollte jemand von den Arbeiten, die ihn beschäftigen, von den Leiden, die ihn plagen, von den Beschäftigungen, die er sich gewählt hat, des längeren und breiteren erzählen, man würde ihm bald den Rücken zudrehen. So bleibt die Unterhaltung auf einen großen Teil allgemeiner Stoffe — das „Wetter" wird als letzte Aushilfe schon in jenem Büchlein von „der Höflichkeit der heutigen Welt" erwähnt — auf einige kleine Vorgänge des Lebens und Ereignisse der Zeit — die Besprechung wichtiger öffentlicher Vorgänge wird schon gemieden — endlich auf Klatsch- und Skandalgeschichten beschränkt.

Die Folge ist, daß das Charakteristische der gesellschaftlichen Unterhaltung im Grunde die Charakterlosigkeit ist. Die „Gesellschaft" ist das Grab alles Individuellen, Originellen und Bedeutenden.

So kommt es, daß tiefer denkende und fühlende Menschen bald innerlich das gesellschaftliche Leben und Treiben uninteressant finden müssen. Äußerlich lassen sie sich das aber nicht merken. Mit mühsam unterdrücktem Gähnen tragen sie den Druck der Öde und Langeweile, ohne zu murren. „Legen wir heutzutage", sagt einmal Saphir, „unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir wie die Wilden um einen erschlagenen Feind herumtanzen und herum-

jubeln". Immer von neuem beginnt der Kampf gegen den Riesen Langeweile und dauert endlos fort. Dieser selbstgewählte Zwang, von dem sich freilich keiner ohne Nachteil ausschließen darf, fordert in gewisser Weise zu einem bewundernden Mitleid heraus. Ihering hat nicht Unrecht, von einem „Salonspartanertum der modernen Welt" zu reden.

In der That erfordert die Kunst, allen Gesetzen der Gesellschaft gerecht zu werden, einen außerordentlichen Aufwand von Selbstbeherrschung und ist insofern vielleicht von nicht üblen Einwirkungen auf den inneren Menschen. Man muß alle Erregungen des Gemüts unterdrücken, man darf nie sagen, was man denkt, man muß lächeln, wenn eine Sauce sich über das neue Kleid ergießt, und wenn einem noch schlimmere Dinge passieren: kurz der Gesellschaftsmensch zwingt sich fortwährend zur Selbstverleugnung. Da also die Leute der Gesellschaft in der Regel nicht ihr wahres Gesicht, sondern eine mehr oder weniger stereotype Larve zeigen, so erhebt sich gegen diese Welt, die uns ja auch sonst durch die Betonung des Äußeren und der Formen als eine Welt des Scheins erschienen ist, immer aufs neue strafender Spott.

Denn gegen die Schwächen und Schattenseiten, die auch der oberflächlichste Beobachter an der „Gesellschaft" entdecken muß, hat man in ernstem und spöttischem Ton von jeher gekämpft. Die einen haben dabei jene Leere und Öde im Auge; denn der tiefere Geist wendet sich unwillig von solchen Nichtigkeiten ab. „Gute Gesellschaft hab' ich gesehn," sagt Goethe, „man nennt sie die gute, wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt". Und ein anderer Vers desselben Dichters lautet:

> Aus einer großen Gesellschaft heraus
> Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
> Man fragte: Wie seid Ihr zufrieden gewesen?
> Wären's Bücher, sagt' er, ich würd' sie nicht lesen.

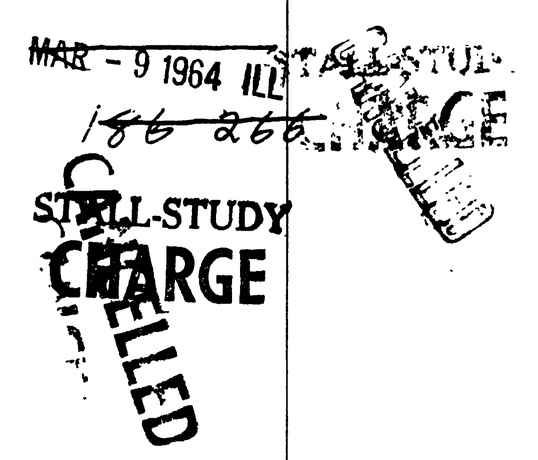
Die anderen betonen mehr das Gleißnerische und Unwahre im gesellschaftlichen Leben und fühlen sich unbehaglich im Reiche der Lüge. Wieder gilt da ein Wort Goethes:

Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen.

Viele andere haben schärfere Worte gefunden, aber „das Abdera" der Gesellschaft hat sie ertragen — und dauert fort.

Ich habe in der vorliegenden Skizze die heutige „Gesellschaft" so zu zeichnen versucht, wie sie wirklich ist, sine ira et studio, aber ich habe doch genugsam angedeutet, daß diese Gesellschaft einer notwendigen Umbildung entgegengeht. Trotz ihrer Demokratisierung ist sie ein Gebilde, das wesentlich der Vergangenheit angehört. Ihr Wesen ist Künstlichkeit, Gemachtheit; sie ist ein Produkt der Hyperkultur. Im 17. und 18. Jahrhundert mochte diese Gesellschaft, die aus dem Leben ein Kunstwerk zu machen verstand, Bewunderung erregen. Sie geschaffen zu haben, ist der Vorzug des französischen Adels. Für diesen Adel, der aus dem ganzen Leben ein heiteres, freies Freudenfest zu machen verstand, bedeuten die Formen der feinen Welt etwas anderes als für das heutige Geschlecht. Damals waren diese Formen noch lebendig, und das gesellschaftliche Leben entbehrte nicht der geistigen und ästhetischen Reize. Aber es kam eine neue Zeit. Jener Adel konversierte und lächelte und witzelte unbekümmert um das Elend, das die unter ihm stehenden Klassen erst zu lauten Klagen, dann zu entschlossenem Handeln trieb. Erst die Revolution fuhr wie ein Blitzschlag unter diese Welt und schien sie zu begraben. Und die alte Gesellschaft starb wie in Frankreich so im übrigen Europa. Aber ihre Formen und ihr Wesen wurden in die neue Zeit herübergerettet. Vorurteil und Konvention fügten auch die Gesellschaft der neuen Zeit zusammen.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.


MAR - 9 1964 ILL

